

Franz Nikolasch
(Hrsg.)

SYMPOSIUM
zur
GESCHICHTE VON MILLSTATT
UND KÄRNTEN
2019

Bericht über das Projekt „Virtuelle Benediktiner-Bibliothek Millstatt“ <i>Sabine Seelbach</i>	1
Des Kaisers neue Bilder? – Neue Fragen und Thesen zum sogenannten Gebetbuch Kaiser Maximilians I. <i>Karl-Georg Pfändtner</i>	25
Eberndorf versus Millstatt –Die beiden Kärntner Jesuitendistrikte im Vergleich <i>Peter G. Tropper</i>	36
Barocke Dreifaltigkeitssäulen in Kärnten und ihre Botschaft – Habsburgische Staatsmystik – Sieg der Gegenreformation – Kommunale Selbstinszenierung? <i>Johann Tomaschek</i>	58
Weinbau rund um den Millstättersee <i>Thomas Zeloth</i>	93
Haarlocke und Silberschicht. Erinnern anhand der anthropologischen Haar- und Photosammlung Felix von Luschans (1854 – 1924) <i>Katarina Matiassek</i>	103

Die Benediktinerabtei Millstatt, Neufunde und Perspektiven

Sabine Seelbach

Bibliotheken haben nach wie vor ein hohes Geltungspotenzial als Thesauri des kulturellen Gedächtnisses. Gerade in Zeiten des Vergessens stehen sie hoch im Kurs. Seit der Vernichtung der großen Bibliothek von Alexandria im Jahr 48 vor Christus (500.000 Schriftrollen und Bücher und damit ein Großteil des wissenschaftlichen und literarischen Wissens der griechischen Antike) sind Bibliotheken zugleich Chiffren von Verlustangst geworden, dies vor allem angesichts markanter kultureller Umbrüche. Solche sind in der heutigen Zeit vor allem mit Schlüsselbegriffen wie Digitalisierung und Digital Humanities verbunden.

Andreas Gursky zeigt in seinem Werk „Die Bibliothek“ (Abb. 1)¹ eine düstere Zukunftsvision: die Bibliothek bleibt ein Datenspeicher, die Inhalte bleiben verfügbar, aber es sind keine wirklichen Bücher darin – deren Existenz ist nicht mehr materiell, sondern wird nur mehr simuliert, losgelöst von jeder Raum-Zeitlichkeit und nur noch die optische Oberfläche ihrer eigentlichen Gegenstände bewahrend. Hier hat die Bibliothek aufgehört, ein realer Ort des Lesens mit realen Menschen darin zu sein. – Marta Minujins Objekt „Parthenon der verbotenen Bücher“ (Abb. 2)² thematisiert einen anderen Aspekt der Gefährdung von Bibliotheken, nämlich den der kulturellen Verdrängung: Verdrängung durch Kanonisierung und Ausgrenzung. Mit der äußeren Gestalt des Parthenons, des Athene-Tempels aus dem 5. Jh. vor Christus, gibt die Künstlerin dem Thema Verlustangst die ältest mögliche Einkleidung.

Vom Prestigekapital des kulturell Ältesten bis zur Simulation von digitaler Zukunft rücken Bibliotheken heute vermehrt ins Zentrum kulturtheoretischer Diskurse und damit eher in den Bereich der symbolischen Formen, als metaphorische Anker der Selbstvergewisserung. Als Stätten des Lesens aber gehören Bibliotheken paradoxerweise zu den bedrohten Arten. Ihr Ende wurde auch bereits prognostiziert.

Wie Bibliotheken in der Vergangenheit als Räume des Wissens und der Inspiration, aber auch des Prozesses der Wissensverarbeitung und –generierung gewirkt haben, ist schon jetzt schwer zu rekonstruieren. Was die berühmte Bibliothek von Alexandria für die Antike war, ist für das kulturhistorisch jüngere Mitteleuropa die mittelalterliche Bibliothek. Denn nicht selten können nur über sie die intellektuellen Rahmenbedingungen und die geistigen Hintergründe der Bildung und Schriftlichkeit in diesem für die Moderne

¹ <http://www.andreasgursky.com/de/werke/1999/bibliothek>

² <https://www.documenta14.de/de/artists/1063/marta-minujin>

grundlegenden Zeitraum erfasst werden. Zudem führen sie zu den Wurzeln der kulturellen Identität einer Region.

Damit ist für das hier anzuzeigende Projekt bereits ein zentrales Stichwort benannt. Wir wollen eine solche mittelalterliche Bibliothek rekonstruieren, und zwar eine Bibliothek, die mit der Geschichte Kärntens und speziell mit Millstatt in engster Beziehung steht, die Bibliothek des ehemaligen Benediktinerklosters Millstatt.

„Millstatt steht am Beginn der Kärntner Geistesgeschichte“ – so Erich Nussbaumer in seiner Abhandlung „Geistiges Kärnten“.³ Seinen überregionalen kulturgeschichtlichen Ruf verdankt das mittelalterliche Kloster Millstatt vor allem seiner Bibliothek,⁴ die mit Blick auf Kärntner Klöster eine der an Manuskripten reichste gewesen sein soll.⁵ Diese Bibliothek befindet sich bekanntlich schon seit der Auflösung des Klosters nicht mehr an ihrem ursprünglichen Ort. Sie bildet heute einen der größten Teilbestände der mittelalterlichen Handschriftensammlung der UB Klagenfurt, wo sie heute sorgsam gehütet, gepflegt und für die wissenschaftliche Beforschung von Frau Magister Christa Herzog, Kustos der Sondersammlungen der Klagenfurter Universitätsbibliothek, bereitgestellt wird. Diese Bereitstellung schließt auch die mühevollen Arbeit der Digitalisierung dieser Handschriften ein, die in großen Teilen bereits geleistet wurde und weiterhin geleistet wird.

Bereitstellung, materiell oder digital – heißt noch nicht Erschließung. Wir wollen diesen Korpus erschließen und beforschen. Wenn ich „wir“ sage, dann meine ich eine kleine Gruppe engagierter Studierender,⁶ die sich vorgenommen haben, unter meiner Leitung den Korpus der Benediktiner-Bibliothek Millstatt zusammenzutragen, ihn nach modernem Wissenstand neu zu beschreiben und erstmals nach seiner Auflösung im 15. Jahrhundert geschlossen sichtbar zu machen. Die Tragweite dieser Aufgabe und die Probleme ihrer Bearbeitung möchte ich Ihnen heute anhand besonders anschaulicher Beispiele näherbringen.

1. Korpussicherung

Wenn der Name Millstatt fällt, so steht vielen zuallererst die berühmte Millstätter Handschrift mit Texten wie der Millstätter Genesis und dem Millstätter Physiologus vor Augen, die heute als Hs. 6/19 im Landesarchiv

³ Erich Nussbaumer: Geistiges Kärnten. Klagenfurt 1956, S. 80.

⁴ Erika Weinzierl-Fischer: Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten. Klagenfurt 1951 (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 33), S. 22.

⁵ Wilhelm Deuer: Millstatt. In: Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Österreich und Südtirol. Bearbeitet von Ulrich Faust und Waltraud Krassnig. Lana 2001 (Germania Benedictina Bd. 3), S. 759-821, hier S. 788.

⁶ Von Anfang an dabei sind Cornelia Ortner, Birgit Müllner-Stieger und Petra Schebach.

Klagenfurt aufbewahrt wird. Ein weiteres prominentes Beispiel stellen die sog. Millstätter Predigten dar, vormals als Kuppitsche Predigtsammlung bekannt. Um 1200 entstanden, stellt diese Sammlung eines der frühesten, wenn nicht gar das früheste Zeugnis einer deutschsprachigen Predigtsammlung dar. Weitere prominente Stücke sind etwa die Chronik des Jesuitenordens, das sogenannte Millstätter Sakramentar oder das Siebenhirter Brevier.

Das aber ist nur die Spitze des Eisbergs. Schon die Bezifferung des mittelalterlichen Buchbestands erweist sich als eine anspruchsvolle Aufgabe. Nach Schätzungen besaß das Benediktinerstift zum Zeitpunkt seiner Auflösung Mitte des 15. Jahrhunderts etwa 250-300 Handschriften.⁷ Mittelalterliche Bestandslisten aus Millstatt sind nicht überliefert. Damit sind wir im Vergleich zu anderen Benediktinerklöstern, etwa Kremsmünster oder St. Matthias in Trier⁸ in einer ungleich schwierigeren Ausgangslage.

Erschwerend kommt die Tatsache hinzu, dass die Millstätter Bibliothek eine überaus wechselvolle Geschichte durchlebt hat. Nach anfänglichen Bestandserweiterungen durch die Georgsritter, die das Kloster im Jahre 1469 übernahmen, hat namentlich die Phase der jesuitischen Herrschaft (1598-1773) zur Zerschlagung des Bestandes geführt. Zweimal wurden größere Korpora an die Niederlassung des Ordens in Graz gegeben.⁹ Darüber gibt es Verzeichnisse.¹⁰ Doch nur ein Teil davon lässt sich in der UB Graz heute nachweisen.

Ferner hat die Untersuchung der Handschriften ergeben, dass für deren Einbände sowie für die Falzstreifen und Spiegelblätter zerschnittene Pergamenthandschriften verwendet wurden. Dabei handelt es sich um eine Form des durchaus planvollen Buchverlustes. Bücher, die aktuell nicht mehr in den Bildungskontext der betreffenden Lesergemeinschaft gehörten, wurden makuliert. Über solche „libri inutiles“ (unnütze Bücher) gibt es eine breite Forschung.¹¹ Vom heutigen Standpunkt aus kann man dies als eine Art Barbarei

⁷ Menhardt erschließt diese Zahl aus Signaturen der Handschriften, die gewisse Rückschlüsse auf die Aufstellung der Bibliothek und deren Umfang zulassen. Vgl. Hermann Menhardt: Die Millstätter Handschriften. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 40 (1923), S. 129-142, hier S. 138-139.

⁸ Vgl. <https://www.univie.ac.at/germanistik/projekt/bibliothek-text-stiftsbibliothek-kremsmuenster/> und <http://stmatthias.uni-trier.de/index.php>

⁹ Vgl. u.a. Maria Maiold: Die Millstätter Bibliothek. In: Carinthia I (1980), S. 87-106, hier S. 88.

¹⁰ Vgl. ebd.

¹¹ Gerhardt Powitz: Libri inutiles in mittelalterlichen Bibliotheken: Bemerkungen über Alienatio, Palimpsestierung und Makulierung. In: Handschriften und frühe Drucke: Ausgewählte Aufsätze zur mittelalterlichen Buch- und Bibliotheksgeschichte. Frankfurt am Main 2005, S. 82-112 (Frankfurter Bibliotheksschriften 12).

bezeichnen – aber kaum vergleichbar mit der heute vielfach gängigen Praxis, Bücher, die in den letzten zwei Jahren nicht ausgeliehen wurden, aus dem Bestand zu entfernen.

An den Neuanschaffungen hingegen lassen sich die Tendenzen der Veränderung des geistigen Horizonts der Lesergemeinschaft und ihre Teilhabe an aktuellen vor allem religiösen, aber auch wissenschaftlichen Strömungen (z.B. Melker Reform) ablesen. Also – ein Bestand in Bewegung.

Daneben sind, wie auch in anderen mittelalterlichen Bibliotheken, Formen nicht geplanter, spontan-zufälliger Bestandsveränderungen erkennbar. Bestandserweiterungen, wenn z.B. Ordensgeistliche ihre Bücher von ihrem ursprünglichen Ort nach Millstatt mitbringen oder Schenkungen bzw. Vererbungen vorliegen. Hier mischen sich individuelle Sammlerinteressen mit dem Bedarf der gesamten Gemeinschaft.

Ebenso kann es verschiedene Formen nicht geplanter Bestandsverluste geben. Und davon hat Millstatt einiges zu bieten. Nach der Auflösung des Jesuitenklosters ging der in Millstatt verbliebene Buchbestand nach Klagenfurt und bildete dort einen Grundstock der per Hofdekret 1775 gegründeten Studienbibliothek. Das aus diesem Anlass angefertigte Bestandsverzeichnis (1774) weist aber große Lücken auf, da mehr als die Hälfte des Bestandes einer eingehenden Beschreibung für nicht würdig befunden wurde.¹² Ob dies der Grund des Verschweigens ist, darf getrost bezweifelt werden. Jedenfalls war damit eine wichtige Voraussetzung dafür gegeben, das Versickern von zahlreichen Handschriften zu ermöglichen.

Das Ausmaß des Verlusts ist erst im Laufe der Zeit sichtbar geworden. Einiges von dem Säckergut landete glücklicherweise im Kärntner Landesarchiv, anderes aber tauchte in Bibliotheken in ganz Europa auf: London, Stockholm, Wien, Berlin, Budapest, Ljubljana und nebenher noch in Privatbesitz. In den letzten Jahren kamen durch Neuentdeckungen die Standorte Krakau und Karlsruhe hinzu. Wir dürfen erwarten, dass weitere Standorte hinzukommen.

Wie kam es zu dieser Zerstreuung des Bestandes? Maßgeblichen Anteil an dieser Diaspora dürfte der Antiquariatsbuchhandel haben. Einen besonderen Fall haben wir diesbezüglich in der schon erwähnten Millstätter Predigtsammlung (Abb. 3) vor uns. Im Jahr 1846 verkaufte der Wiener Antiquar Matthäus Kuppitsch die Handschrift (die nach ihm Kuppitsche Predigtsammlung genannt wurde) zusammen mit seiner ganzen Sammlung an die Königliche Bibliothek zu Berlin. Da man diese Handschrift aber nicht in diesem Verkaufskonzert vermutete, wurde sie dort nicht identifiziert und erschien als Codex Berol. Ms.

¹² Vgl. Mairold: Die Millstätter Bibliothek, S. 89.

quart. 484 im Verzeichnis von Degering (1926).¹³ Wie erst jüngst nachgewiesen worden ist, hat Kuppitsch vor dem Verkauf das Deckblatt mit dem Millstätter Besitzvermerk, das noch bei Karajan erwähnt war, entfernt und damit die Herkunft des Codex verschleiert.¹⁴ Folglich blieb die Millstätter Besitzgeschichte fortan im Dunkeln. Nach der Auslagerung der Berliner Bibliothek an polnische Standorte im Zuge des 2. Weltkrieges galt die Berliner Handschrift dann als verschollen und tauchte erst 1984 in der Krakauer Jagiellonenbibliothek wieder auf. Sie wurde aber erst später mit der verlorenen Kuppitschen Sammlung identifiziert.¹⁵

Glücklicherweise konnte dabei – neben dem bereits erwähnten, verschollenen Deckblatt mit dem Besitzvermerk – auf eine Reihe belastbarer Anhaltspunkte zurückgegriffen werden. Den Provenienzforschungen Hermann Menhardts verdanken wir nämlich einen Einblick in die Systematisierungs- und Restaurationsarbeiten, die im 15. Jahrhundert in Millstatt stattgefunden haben. Menhardt macht wahrscheinlich, dass diese Arbeiten in Folge der Visitationen von 1435 auf Veranlassung des damaligen Erzbischofs von Salzburg, Johann von Reißberg (1429-1441) durchgeführt wurden.¹⁶ Die Handschriften werden neu eingebunden, signiert, Bruchstücke zu Sammelhandschriften zusammengefasst und neu aufgestellt. Eben jener Johann von Reißberg hatte auch die Bibliothek des Salzburger Domkapitels neu einrichten, die Handschriften neu einbinden, systematisch aufstellen und katalogisieren lassen.

Aus den von Menhardt beschriebenen Maßnahmen zur Sanierung der Millstätter Bibliothek in den 1430/40er Jahren ergibt sich nun ein recht einheitliches Bild der zu dieser Zeit im Kloster vorhandenen Handschriften. Das betrifft eine Reihe äußerer Merkmale wie den Einband, die Beschläge, die Art der angebrachten Lederschließen und die Form und Systematik der Signaturen (Abb. 4-7). Diese auf kleinen Pergamentzetteln vermerkten Signaturen bestehen aus einem Großbuchstaben (Pult) in dunkler und einem Kleinbuchstaben (Standort am Pult) in roter Tinte. Diese markante Kennzeichnung ermöglicht auch angesichts der Vielzahl heutiger Aufbewahrungsorte einzelner Gruppen und Einzelstücke dieser Sammlung eine sichere Zuweisung zur Millstätter Benediktinerbibliothek. Jedenfalls hat Menhardt auf diese Weise einen Bestand von 90 Handschriften

¹³ Hermann Degering: Kurzes Verzeichnis der germanischen Handschriften der Preußischen Staatsbibliothek. Bd. 2 Nachdruck der Ausgabe Berlin 1926. Graz 1970, S. 86.

¹⁴ Vgl. dazu Nikolaus Henkel: Eine verschollene Handschrift aus St. Paul. Zur Geschichte der ehemaligen Kuppitsch-Handschrift des ‚Buchs der Rügen‘. In: Die mittelalterliche Literatur in Kärnten. Hg. von Helmut Birkhan. Wien 1981 (Wiener Arbeiten zur germanistischen Altertumskunde und Philologie Bd. 16), S. 67-85; gesamte Diskussion bei Regina D. Schiewer: Die Millstätter Predigten (Deutsche Texte des Mittelalters 93). Berlin/Boston 2015, S. XVI.

¹⁵ Vgl. ebd.

¹⁶ Menhardt: Die Millstätter Handschriften, S. 135.

der benediktinischen Phase des Stiftes Millstatt sicher zuweisen können. Die Kuppitsche Predigtsammlung weist alle diese formalen Kriterien auf (Abb. 8), ja es ist sogar der Standort innerhalb der Millstätter Benediktiner-Bibliothek ermittelbar. Denn die alte Signatur (Dm) zeigt, dass sich das Buch direkt neben einer aus dem 14. Jh. stammenden Handschrift mit „Sermones de Sanctis“ (Signatur Dl) befand.¹⁷ Spätestens seit der Neuaufstellung der Bibliothek im zweiten Viertel des 15. Jahrhundert muss sich die Handschrift demnach im Benediktiner-Bestand befunden haben.

Der Fall der Zuweisung dieser Handschrift, die eine unvergleichliche Odyssee mitgemacht hat, weist darauf hin, dass wir es mit einer wohl nicht unbeträchtlichen Dunkelziffer zu tun haben: Handschriften, deren wahre Identität bislang noch unentdeckt ist.

Dafür gibt es eine Reihe von Indizien. Allein die akribische Erforschung von Kaufbelegen, etwa des ungarischen Sammlers Milos Jankovich und seiner Lieferanten, lenkt die Aufmerksamkeit auf die neben den bekannten Millstätter Handschriften in den gekauften Konvoluten weiters verzeichneten Handschriften, die mit einiger Wahrscheinlichkeit ebenfalls zum Millstätter Bestand gehört haben könnten. Dieses Material wurde erst kürzlich untersucht und konnte daher noch nicht von Einfluss auf den Korpus der Millstätter Handschriften sein.¹⁸ Es bleibt zu untersuchen.

Gegenüber der verhältnismäßig geringen Zahl von ca. 90 Handschriften, die nach den kodikologischen Kriterien Menhardts den Benediktinern zuzuweisen wären, legen die Forschungen Maria Mairolds dagegen die Zugehörigkeit einer weit größeren Zahl weiterer Handschriften zum benediktinischen Bestand nahe.¹⁹ Nach ihren Forschungen lassen sich 246 Hss. rekonstruieren, davon allerdings 20 % nur noch als Titel. Diese hohe Zahl verdankt sich allerdings ihren alternativen Kriterien: Sie bezieht sich weitgehend auf die Besitzeinträge der Jesuiten (aus dem 17. Jh.) und auf das Alter der Handschriften. Sie schlägt alle Handschriften, die vor der Übernahme des Klosters durch die Georgsritter entstanden sind, dem Benediktinerbestand zu. Dabei schließt sie aber auch Spiegelfragmente mit ein. Grundsätzlich hat ein solcher Zugang einiges für sich. Denn von einem Orden wie den Jesuiten, der im Zeitalter des fortgeschrittenen Druckmediums gegründet wurde, kann keine nennenswerte eigene Handschriftenproduktion erwartet werden.

¹⁷ Schiewer: Die Millstätter Predigten, S. XVII.

¹⁸ Vgl. Balazs Nemes: Die mittelalterlichen Handschriften des Miklós Jankovich im Spiegel zeitgenössischer Kataloge. II.*

http://epa.oszk.hu/00000/00021/00036/pdf/MKSZ_EPA00021_2003_119_01_067-088de.pdf

¹⁹ Mairold: Die Millstätter Bibliothek; Deuer: Millstatt, S. 788.

Im konkreten Falle aber zeigt sich, wie unsicher solche allein auf dem Alter basierende Zuweisungen sein können. So wurde in jüngerer Zeit die Handschrift Cod. Germ. 38 aus der Budapester Nationalbibliothek, die von Mairold auf Grund ihres Alters (1417) eindeutig dem Benediktinerstift Millstatt zugewiesen worden war, einem Wiener Auftragsschreiber zugeordnet, der die Texte in niederösterreichischer Literatursprache für eine Primärrezeption als Andachtsbüchlein im Raum Wiener Neustadt schrieb. Balasz Nemes macht wahrscheinlich, dass der Band erst später nach Millstatt kam, dies mit hoher Wahrscheinlichkeit im Zuge der Übernahme des Klosters durch die Georgsritter, der sich bei seiner Gründung 1469 vor allem aus dem Raum Wiener Neustadt rekrutiert hatte. Dreh- und Angelpunkt für die Neuordnung dieser Handschrift war also die klare Identifizierung des Schreibers.²⁰ Aus diesem Fall können wir lernen, dass eine Tiefererschließung, wie sie hier von Nemes vorgenommen wurde, weitere neue Erkenntnisse zum Millstätter Benediktiner-Bestand erwarten lässt und dies in bedeutendem Maß.

Nach Auswertung der Forschungen von Menhardt und Mairold sowie neuester Erkenntnisse haben wir in unserem vorläufigen Bestandskatalog 153 Handschriften aufgenommen, die sich an 11 bislang identifizierten Standorten in Europa befinden.

Damit ist eines der Ziele des geplanten Projektes schon umrissen: Um längerfristig einmal zu einem geschlosseneren Bild der Benediktinerbibliothek Millstatt zu kommen, das eine wissenschaftsgeschichtliche Interpretation dieses Bestands ermöglichen würde, sind weitere Provenienzforschungen erforderlich. Es erscheint erforderlich, eine Präsentationsform zu finden, in der alle bisherigen Erkenntnisse geschlossen sichtbar gemacht werden sowie alle zukünftigen gesammelt und ergänzt werden können. Mit Blick auf die Vielzahl der Standorte und mit Blick auf die Unabgeschlossenheit der Korpussicherung kann das nicht in der per se abgeschlossenen Form eines gedruckten Buches erfolgen. Hier greifen die Vorzüge des digitalen Zeitalters, die es ermöglichen, räumlich Entferntes zusammenzuführen – sozusagen in einem virtuellen Raum, der sich nach Maßgabe des Erkenntnisfortschritts erweitern und entwickeln lässt, als wachsende und sich verändernde Plattform.

2. Inhaltliche Erschließung

Ein zweites, nicht weniger bedeutendes Ziel des Projekts besteht in der inhaltlichen Erschließung der Handschriften. Das beinhaltet in erster Linie die genaue Identifizierung der Texte, die in den Handschriften aufgezeichnet

²⁰ Balasz Nemes: Die Budapester Handschrift des Fließenden Lichts der Gottheit Mechthilds von Magdeburg und ihre Verbindung zum Benediktinerkloster Millstatt. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2005, S. 119-142.

wurden. Hermann Menhardt hat mit seinem Katalog von 1927 Pionierarbeit geleistet.²¹

Menhardt verfügte aber zu seiner Zeit natürlich nicht über moderne Findemittel, Kreuzverweise und Kommunikationswege. Daher blieb er bei der Textidentifikation in vielen Fällen auf Vermutungen angewiesen. Ihm unbekannte Texte versah er behelfsmäßig mit eigenen Überschriften, die dem Inhalt angemessen schienen. In anderen Fällen beschränkte er sich auf die Mitteilung des Incipits (Textanfangs). Namentlich bei der Identifikation von Spiegelfragmenten, aber auch bei Haupttexten hat er nicht selten geirrt. Mit Hilfe von modernen Incipit-Registern und Handschriften-Datenbanken, aber auch Online-Textkorpora ist es uns bereits mehrmals gelungen, Texte exakt zu identifizieren, Autoren zuzuweisen und Parallelüberlieferungen zu ermitteln.

So war es z.B. im Falle der Pergamenthandschrift 23 aus dem 12. Jh. Den ersten Faszikel dieser Handschrift hatte Menhardt mit dem Sammelbegriff „Constitutiones“ überschrieben. Das angegebene Incipit des Texts lautet:

In Digestis titulo de postulando. Infames non possunt esse procuratores uel patroni causarum. Sunt autem tres ordines eorum, qui postulare prohibentur.

Dieses Incipit war anhand sowohl von Handschriften- als auch Volltext-Datenbanken unschwer zu identifizieren. Es handelt sich um den wohl wichtigsten Text der hochmittelalterlichen Kanonistik, nämlich das „Decretum Gratiani“ (Teil C. II.), auch bekannt unter dem Titel „Concordantia discordantium canonum“ des Camaldulensermonchs Gratian, entstanden um 1145 – ein Kapitel nur, aber bislang sicherlich unser prominentester Fund.

Ein weiteres Beispiel zieht weitere Kreise. Die Papierhandschrift 54 des Benediktinerbestands (Abb. 9) enthält einen einzigen Text, der von Menhardt als „Etymologicum latinum“ bezeichnet wird. Dabei handelt es sich um eine Sammelbezeichnung von Wörterbüchern, die sich nicht auf die synonymische Erläuterung von Wörterbuch-Lemmata beschränken, sondern darüber hinaus interpretative Ausdeutungen zur Wortgeschichte enthalten. Das Wortmaterial wird dabei in einzelne Morpheme (also sinntragende Bestandteile) zerlegt, die dann mit Bezug auf ihre Herkunft – oftmals aus dem Griechischen – ausgedeutet werden, so wie Isidor sagt: „Etymologia est origo vocabulorum, cum vis verbi vel nominis per interpretationem colligitur.“ (Die Etymologie ist der Ursprung

²¹ Hermann Menhardt: Handschriftenverzeichnis der Kärntner Bibliotheken. Bd. 1: Klagenfurt, Maria Saal, Friesach. (Handschriftenverzeichnisse österreichischer Bibliotheken Bd. 1) Wien 1927.

der Wörter, indem der Sinn des Wortes oder Namens durch Interpretation zusammengesetzt wird.).²² So wie etwa das Wort ‚flumen‘ (Strömung) aus dem Vorgang des Fließens (‚fluendo‘) entsteht und das Nomen somit vom Partizip abgeleitet sei. Die sprachliche Erläuterung steht am Anfang, ist die Quelle aller weiteren Ableitungen und Interpretationen. Selbst in den Bereichen der Glaubensbegriffe wird nach dem nüchternen Prinzip der sprachlichen Worterläuterung verfahren. Es ist eine Enzyklopädie, die nach dem Muster eines Dictionariums aufgebaut ist, wobei die Binnengliederung nach Sachgruppen verfährt.

Schaut man in den Text der benannten Benediktiner-Handschrift, so ergibt sich ein anderes Bild. Ein Beispiel: Zum Lemma ‚Desiderare‘ heißt es:

desiderium idem est quod feruens appetitus seu feruens affeccio cordialis. Et est desiderium aliquid viciosum aliquid virtuosum. viciosum enim est desiderium quo desiderantur dilicie corporales [...] virtuosum enim est quando desiderantur ista, que sunt vtilia et honesta.

(Verlangen ist glühendes Begehren oder glühende Herzensregung. Verlangen kann sündhaft oder tugendhaft sein. Sündhaft nämlich ist ein Begehren, das sich auf die Freuden des Körpers richtet [...] tugendhaft ist es dagegen, wenn nützliche und ehrenvolle Dinge begehrt werden).

Es geht hier demnach nicht um sprachgeschichtliche Klärung des Wortsinns, sondern um die Einordnung eines Begriffs in den moraltheologischen Kosmos von Tugend und Sünde. – Damit ist jedoch nicht mehr gewonnen als eine Falsifizierung von Menhardts Titelgebung. Es handelt sich nicht um ein Etymologicum. Wir wissen aber noch nicht, was für ein Text es tatsächlich ist. Erschwerend für seine genaue Identifikation ist die Tatsache, dass der vorliegende Band lediglich die Buchstaben D (Decime) bis E (Exultacio) enthält und damit kein Incipit des Gesamttexts verfügbar ist.

Hier kommen erneut die Vorzüge des digitalen Zeitalters zum Tragen: auch hier halfen Internetressourcen wie Text-Datenbanken. Über diese ist es möglich, auch anhand beliebiger Textstellen zum Ziel zu kommen. Und so konnte das vorhandene Buch als Teil des Buches II des „Dictionarium vulgo Reductorium morale“ des französischen Benediktiners Petrus Berchorius, eines Verfassers enzyklopädischer Werke aus dem 14. Jahrhundert, identifiziert werden. Es handelt sich dabei um einen im 15. und 16. Jh. prominenten Text, der mehrfach abgeschrieben wurde und schon in der Inkunabelzeit sowie zu Beginn des 16. Jh. in mehreren Auflagen zum Druck gelangte. Das Werk wird zwar auch als Enzyklopädie verstanden, aber hier geht es um eine Art geistlich-katechetische

²² Isidor: Etymologiarum Lib. I, XXIX.

Deutung der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Insofern hat es seinen Ort innerhalb der wissenschaftlichen Beschäftigungen in Klöstern bzw. anderen großen Bildungsstätten wie Universitäten. Das Fehlen jeglicher didaktischer Aufbereitungsformen legt nahe, dass es wohl kaum ein Handbuch des Weltklerus gewesen ist. Dennoch war das Interesse an diesem Werk immens und die Entdeckung dieser Handschrift dürfte in der Forschung Aufmerksamkeit erregen, zumal es die Auffindung der übrigen Bände mit Sicherheit beschleunigt. Wir haben erste Schritte dazu unternommen. Ein erster Verdacht, der sich auf einen angrenzenden Band des Werks (Buchstabe c-d) in der Uni Graz bezog, hat sich leider zerschlagen. Es handelt sich um die Handschrift Ms. 306 (Abb. 10). Die Grazer Handschrift ist anders angelegt, die Spalten sind in Bezug auf die Seitenränder weit ausgreifender und enthalten eine wesentlich größere Zeilenzahl. Sie ist nicht rubriziert und auch in einem späteren Schrifttyp niedergeschrieben. Vor allem aber: Es gibt Überschneidungen im Bereich des Buchstabens D – was die Zusammengehörigkeit beider Bände ausschließt.

In der größten Handschriftendatenbank, den Manuscripta mediaevalia, gibt es 36 Einträge zu Petrus Berchorius. Es führt kein Weg daran vorbei, alle vorhandenen Einträge zu überprüfen. Diese zeitraubende Arbeit hat schließlich auf eine fruchtbare Spur geführt: nämlich auf die Handschrift 1450 der UB Leipzig (Abb. 11). Hier kommen zweifellos die wichtigsten Vorzüge der Digitalisierung zum Tragen. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, räumlich entfernte Objekte ohne umständliche Foto-Bestellungen und vor allem ohne Autopsiezwang quasi virtuell nebeneinanderzulegen, und das per Mouseclick. Diese Technik ist demnach in der Lage, die Forschung immens zu beschleunigen und ihren Blickradius zu erweitern.

Anhand der virtuellen Präsentation lässt sich mit einem Blick erkennen, dass beide Handschriften gleichformatig in Spalten angelegt sind (Abb. 12). Beide Schrifttypen, die jüngere gotische Kursive der Leipziger Handschrift und die sehr frühe Bastarda der PA 54 stammen aus dem Zeitraum um 1400. Beide Handschriften sind auf dem gleichen Niveau rubriziert (Buchstabenstricheln, Capitulumzeichen, Überschriften, Unterstreichungen, 2- bis 3-zeilige rote Lombarden mit gleicher Ausstattung: teilweise mit einfachsten Ablaufmotiven mit Punktverdickungen).

Letzte Zweifel über die Zusammengehörigkeit beider Bände beseitigt das Wasserzeichen. Wasserzeichen sind kurzlebige Drahtfiguren, die am Schöpfsieb angebracht waren und, da sie in Handarbeit gefertigt wurden, stets anhand ihrer Formen und Abmaße einer bestimmten Papiermühle und darüber hinaus einem genauen Zeitraum von nicht mehr als 3-5 Jahren (Lebensdauer) zuzuordnen sind. Da im Spätmittelalter Papier nie auf langfristigen Vorrat, sondern zum alsbaldigen Verbrauch angeschafft wurde, enthalten die Wasserzeichen demnach

sehr sichere Datierungshinweise auch für die Niederschrift einer Handschrift. Theoretisch hätte Menhardt das vierbändige Katalogwerk von Charles Briquet²³ dafür zur Verfügung gestanden. Er hat diesen Teil der kodikologischen Arbeit aber konsequent ausgelassen. Wir haben damit begonnen, uns dieses Desiderats anzunehmen.

In unserer Millstätter Handschrift fand sich durchgängig das Wasserzeichen „Glocke, frei, ohne Beizeichen, Glockenkörper ohne Joch und Schulter, Glockenmund einkonturig, mit Klöppel“. Die Abmaße ließen die eindeutige Identifikation des Wasserzeichens als venezianisches vom Jahr 1394 zu. In der Leipziger Handschrift haben die Bearbeiter das gleiche Wasserzeichen gefunden, so dass nachweislich bei beiden Handschriften das gleiche Papier benutzt wurde. Damit sind zwei Bände des insgesamt 15bändigen Berchorius-Konvoluts identifiziert. Die restlichen Bände harren weiterhin ihrer Entdeckung.

Die Frage nach dem Weg der Handschrift PA 54 in den benediktinischen Bestand von Millstatt lässt sich derzeit noch nicht lückenlos beantworten. Die als Spiegelfragment fungierende Urkunde aus dem 14. Jahrhundert weist auf eine ursprüngliche Prager Besitzgeschichte. Ein späterer Schenkungseintrag auf eben dieser Urkunde zeigt den Weg von Prag ins Wiener Schottenkloster an.

Geschrieben wurde sie um die Wende zum 15. Jh. Ein gewisser Franciscus de Beneschau (südl. v. Prag), der sich als juristischer Sachwalter des Lehrkörpers der Prager Universität zu erkennen gibt, schenkt das Buch dem rechtsgelehrten Abt des Wiener Schottenklosters Heinrich II. (1393-1399).²⁴ Der Weg von Wien nach Millstatt liegt noch im Dunkel. Verbindungen Millstatts zum Wiener Schottenkloster sind indessen durchaus nachweisbar. Im Laufe der Amtszeit des umstrittenen Abtes Christoph I (1418-1445) war Millstatt mehrfach Ziel von Visitationen. Mehrfach musste dieser Abt von den Visitatoren auf seine Bildungspflicht gegenüber den Mönchen ermahnt werden, dies im Zuge der Melker Reform. Im Jahre 1433 entsandte sogar das Basler Konzil zwei Äbte als Visitatoren. Neben Abt Johann von Kleinmariazell war dies Abt Johann von den Wiener Schotten. Es ist durchaus denkbar, dass das Buch – vielleicht im Zuge einer Bildungsoffensive – zu dieser Zeit von Wien nach Millstatt transferiert wurde. Der Zeitpunkt würde passen, denn es wurde im Zuge der erwähnten Restauration die Bestände der Millstätter Bibliothek neu eingebunden.

Auch über die Frage, warum nur ein einziger Band des Dictionariums in Millstatt nachweisbar ist, kann es derzeit nur Vermutungen geben. Diese knüpfen sich an die Prager Herkunft der Handschrift. Bekanntlich kam es im Zuge der hussitischen Unruhen dieser Zeit, die auch zu einer erheblichen

²³ Charles Briquet: *Dictionnaire des filigranes*. 4 Bde. Genf 1907; Leipzig 1923.

²⁴ Menhardt: *Handschriftenverzeichnis*, S. 119.

Zerschlagung der Studien an der Prager Universität führten, zum Auszug von etwa 1000 Lehrkräften und Studenten aus Prag in die Neugründung Leipzig, wo dann 1409 die Artistenfakultät ihren Lehrbetrieb aufnahm. Dieser Bewegung könnte sich die Tatsache verdanken, dass ein weiterer Band des Berchorius-Konvoluts nach Leipzig kam. Die Suche nach den restlichen Bänden ist ein Desiderat, wobei die Bibliotheken in Krakau und Olmütz zu den dringendsten Verdächtigen gehören: Krakau wegen der schon benannten Auslagerungen, die auch die Millstätter Predigtsammlung wieder zum Vorschein brachte, Olmütz wegen der in hussitischer Zeit beobachtbaren Fluchtbewegungen von Gelehrten und Büchern in von Prag abgelegene Regionen.

Im Falle der Millstätter Handschrift PA 54 konnte also der Schenkungseintrag das wichtigste Indiz für ihre Herkunft an die Hand geben. Solche Indizien sind allerdings Glücksfälle der Überlieferungsgeschichte. Oftmals befinden sich keinerlei explizite Kennzeichen für Besitz oder Datierung an den Handschriften. Beziehungsweise es müssen komplexere Überlegungen angestellt werden, um aus den gegebenen Daten Aussagen zu generieren.

3. Textimmanente Herkunftsindizien

Ich illustriere dies am Beispiel eines Kolophons aus der Papierhandschrift 78. Kolophone sind Nachschriften der Schreiber, die – im Glücksfall – Aussagen zur Person des Schreibers, zu Ort und Zeit des Textabschlusses bzw. zu Auftraggebern und Gebrauchskontexten vermitteln. Die PA 78, die eine Sammlung prominenter Vokabularien enthält, hat am Ende des Abstractum-Glossars das Kolophon:

*Finitus vocabularius feria tertia post festum sancti Viti et Modesti
martyrum hora tertia diei domini M^oCCCC^o37^o*

(Das Vokabular wurde beendet am dritten Wochentag nach dem Fest der heiligen Vitus und Modestus in der dritten Tagesstunde 1437).

Keine Person, kein Ort. Dennoch kann uns die Nennung des Festtags Aufschlüsse geben, denn hier gibt es eine Besonderheit. Beim Fest der Heiligen Vitus und Modestus handelt es sich um einen fixen Feiertag, nämlich den 15. Juni. Schaut man in den Kirchenkalender, so wäre auch der dritte Tag nach diesem Feiertag direkt benennbar gewesen: Beim 18. Juni handelt es sich nämlich um den Tag der Heiligen Marcus und Marcellinus. Die Tatsache, dass dies nicht geschieht, sondern vielmehr mit Bezug auf den zurückliegenden Feiertag datiert wird, legt nahe, dass der Tag der Heiligen Vitus und Modestus in der Region der Niederschrift ein hoher Feiertag (*festum chori*, echter Feiertag) gewesen sein muss. Eine direkte Zuordnung zu einer bestimmten

Diözese ergibt sich leider dadurch nicht, da dieser Feiertag in sehr vielen süd- und mittelbayrischen Diözesen als hoher Feiertag ausgewiesen ist, d.h. nicht nur Salzburg, sondern auch Regensburg, Passau, Augsburg, Würzburg, Freising und andere. Dennoch kommen wir ein Stück weiter. Sieht man sich nämlich die Heiligenkalender der einzelnen Orden an, so ist der Tag der Heiligen Vitus und Modestus lediglich bei den Franziskanern ein hoher Feiertag, nicht aber bei den Benediktinern. Daraus können wir mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen, dass der Kodex nicht in einem Benediktinerkloster, also auch nicht in Millstatt geschrieben worden ist. Gleichwohl befand sich auch dieser Kodex spätestens zur Zeit der Sanierung der Bibliothek in Millstatt.

Weitere Aufschlüsse geben textinterne Gegebenheiten, die sich an bestimmte Textgattungen binden, etwa Heiligenkalender und Viten oder auch Predigtsammlungen. Und damit komme ich noch einmal zu dem anfangs genannten Beispiel der Kuppitschen Predigtsammlung zurück.

Die Betrachtung der allgemeinen Inhalte dieser Predigtsammlung konnte die klösterliche Herkunft insofern bestätigen, dass darin auf Angelegenheiten des außerklösterlichen Lebens keinerlei Bezug genommen wird.²⁵ Aber die interne Anordnung der Predigtsammlung enthält wichtige Hinweise. Zunächst fällt auf, dass die Sammlung gleich über zwei Gründonnerstagspredigten verfügt. Dies verweist auf spezielle Gebräuchlichkeiten des Klosters Admont, dessen Constitutiones spezielle Regeln für diesen Feiertag enthalten,²⁶ welche von den Regeln der Hirsauer Reform auf charakteristische Weise abweichen und in dieser Form nur dort formuliert wurden. Weiters enthält nur die Millstätter Predigtsammlung vollständige Predigten für die Anlässe Karfreitag, Karsamstag und den Tag des heiligen Georg. Auch hinsichtlich des Karfreitags gibt es in Admont Zusätze gegenüber den Hirsauer Constitutiones.²⁷ Die in der frühen Predigtüberlieferung einzigartige Predigt auf den heiligen Georg kann auf die engen Beziehungen Admonts zum Benediktinerkloster St. Georgen im Schwarzwald verweisen. Auf eine entsprechende (heute verlorene) alemannische Vorlage verweisen charakteristische Kopierfehler sowie Charakteristika der Schreibsprache hin. Auf eine solche St. Georgener Vorlage lässt auch die unübliche Position der Kirchweihpredigt schließen, nämlich nicht am Ende der Predigten zum *Comune sanctorum* sondern zwischen der Predigt

²⁵ Schiewer: Die Millstätter Predigten, S. XII.

²⁶ Vgl. ebd., S. XXIV: Verbot der Ausgabe neuer Schuhe und einer zweiten Mahlzeit, präzise Anweisungen für die Fußwaschungen an Armen: tragende Rolle des Abts; vorgeschriebener Ort „ante cellarium in ingressu monasterii; ebenso die Höhe der Almosen.

²⁷ Verbot eines zweiten Tranks während der Collatio. Nicht mit Hirsau kompatibel: kein Altartuch als Gleichnis für die zerrissenen Kleider Jesu vom Altar gerissen, sondern „Hostie in einer Pyxis und ein Plenar rechts und links vom Altar aufgestellt (Anliegen: Christus in Fleisch und Wort erscheinen lassen); vgl. Schiewer: Die Millstätter Predigten, S. XXV.

zur Kreuzauffindung (3. Mai) und dem Johannistag (24. Juni). In St. Georgen wurde das Kirchweihfest am Johannistag begangen, in Admont dagegen am 7. Oktober,²⁸ in Millstatt am Lukastag (18. Oktober).²⁹ Diese Indizien stärken die Annahme einer St. Georgener Vorlage. Die leer gebliebenen Seiten und die nachgetragene Martinspredigt kann mit dem Doppelpatronat des Admonter Frauenklosters (Martin und Rupert) erklärt werden und ordnet sich in jene Bearbeitungstendenz ein, eine vorliegende Predigtsammlung für den eigenen Ritus zu adaptieren. In diesen Zusammenhang gehört auch die Tatsache, dass für die Feste des heiligen Blasius (Schutzheiliger Admonts) und des heiligen Domitian (Schutz- und Stiftungsheiliger Millstatts) keine Predigten in der Sammlung existieren. Es wurde also gezielt getilgt und ergänzt, wobei aber auch einiges stehenblieb – wie etwa die Georgspredigt und die unübliche Positionierung der Kirchweihpredigt. Die Wanderbewegung der Handschrift ist hieran ablesbar.

Solche Bewegungen des Wissens- und Büchertransfers sind grundlegende Erscheinungen klösterlicher Reformbewegungen. Ein Transferweg von St. Georgen im Schwarzwald nach Admont hat z.B. auch für das prominente „St. Trudperter Hohelied“ nachgewiesen werden können.³⁰ Vergleichbares ist im Rahmen dieses wissenschaftlichen Kolloquiums u.a. von Franz Unterkircher und Peter Wind zum Millstätter Psalter und zum Millstätter Sakramentar vorgetragen worden. Mit gleicher Argumentation konnte auch hier eine Admonter Entstehungsgeschichte nachgewiesen werden. Millstätter Gebrauchsspuren finden sich dort lediglich unter den späteren Notizen und Nachträgen.³¹

Für die Millstätter Predigtsammlung besteht nun die begründete Hypothese, dass sie im Rahmen eine Art Nothilfeprogramm nach dem Brand im Kloster Millstatt von Admont dorthin gegeben wurde. Weitere deutsche Predigtsammlungen, über die heute nur noch das Bücherverzeichnis von Mone³² Nachricht gibt, zeigen darüber hinaus ein ausgeprägtes Interesse der Millstätter

²⁸ Ebd., S. XXVI.

²⁹ Peter Wind: Zur Lokalisierung und Datierung des „Millstätter Psalters“. Cod. 2682 der Österreichischen Nationalbibliothek. In: Codices manuscripti 8 (1982), S. 115-134, hier S. 131 Anm. 42.

³⁰ Vgl. Friedrich Ohly: Das St. Trudperter Hohelied. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Bd. 9 (1995), Sp. 1093f.

³¹ Franz Unterkircher: Das „Sakramentar von Millstatt“ – Entstehung und Inhalt. In: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Vorträge der Millstätter Symposien 1981-1995. Hrsg. von Franz Nikolasch. Klagenfurt 1997, S. 279-290, hier S. 270; Peter Wind: Zur Lokalisierung und Datierung des „Millstätter Psalters“. Cod. 2682 der Österreichischen Nationalbibliothek. In: Codices manuscripti 8 (1982), S. 115-134.

³² Franz Joseph Mone: Altteutsche Predigten. In: Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit 8 (1839), Sp. 409-433.

Benediktiner an der volkssprachigen Predigt. Ein solches war allerdings auch generell durch die Hirsauer Reform befördert worden.³³

Abschließend aber noch eine Bemerkung zu unserem generellen Anliegen: Rekonstruktionsversuche wie der unsere verfolgen natürlich nicht nur konservatorische oder gar museale Ziele. Über die herkömmliche Bestandsgeschichte hinaus soll die Bibliothek als ein lebendiger Ort der Wissensverarbeitung erkennbar werden, in dem das einzelne Buch weniger als bezugslose Einheit erscheint, sondern auch das interne Aufeinanderbezogensein der Bücher erfasst wird. Die Auswertung von Gebrauchsspuren, Glossierungen, Kommentierungen kann Auskunft geben über die wissenssystematischen Zusammenhänge, in denen gedacht wurde. So war etwa der *Vocabularius Ex quo*, das wahrscheinlich wichtigste Lateinisch-deutsche Wörterbuch des Spätmittelalters, von dem es bemerkenswerterweise gleich fünf Textzeugen in der Millstätter Bibliothek gibt, offensichtlich keinesfalls nur ein Wörterbuch, sondern wurde in der Glossierung in einen Zusammenhang mit spekulativer Grammatik und Etymologie gesetzt, womit sich in Verbindung zu ebenfalls verfügbaren Texten dieser Disziplinen ein eigener – scholastisch zu qualifizierender – sprachwissenschaftlicher Kontext ergäbe. Durch die Vielfalt solcher interner Bezüge wird die Bibliothek selbst als dynamischer Raum fassbar. Denn die Spuren des Weiterschreibens, des Fortschreibens verweisen auch auf ein veränderliches, bewegliches Verständnis des Überlieferten hin.

Ein solcher interpretatorischer Zugriff zu einer nur fragmentarisch zugänglichen Überlieferung birgt freilich einige Gefahren, Um diese zu veranschaulichen, sei abschließend ein raumzeitlich entferntes Exempel herangezogen (Abb. 14): Wer schon einmal in Heraklion auf Kreta war, hat mit Sicherheit das kulturhistorische Museum dort besucht und die berühmten Rekonstruktionen der Fresken des minoischen Palasts von Knossos gesehen. Bekanntlich waren diese Fresken vielfach nur in Fragmenten erhalten. Wie die Gesamtform ausgesehen haben könnte, war nicht selten eine Sache von Vermutungen und Hypothesen. So schienen die Elemente dieser Figur, die auf eine Bekleidung hindeuteten, die Annahme naheulegen, dass es sich hier um eine menschliche Gestalt handelte. Erst durch das Auffinden weiterer Stücke wurde das widerlegt und die tatsächliche Gestalt rekonstruiert (Abb. 15).

Dieses Beispiel lässt sich als Gleichnis auf Rekonstruktionarbeiten jeder Art beziehen. Voreilige Interpretationen können rasch zu Irrtümern führen. Dies ist

³³ Vgl. Herbert Grundmann: *Religiöse Bewegungen im Mittelalter*. Darmstadt 1977, S. 509f., Ulrich Nothhelfer: *Hirsau*. In: *Lexikon des Mittelalters* Bd. 5 (1991), Sp. 35-36; Regina D. Schiewer: *Einleitung zu: Das geistliche Schrifttum von den Anfängen bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts*. In: *Deutsches Literatur-Lexikon. Das Mittelalter*. Bd. 1: *Das geistliche Schrifttum*. Berlin, New York 2011, S. X-XXIII, hier S. XVII-XIX.

uns eine Mahnung. Unsere Arbeit ist work in progress – bessere Einsichten müssen immer möglich sein und Platz finden. Der kulturwissenschaftliche und wissenschaftsgeschichtliche Mehrwert der Fragmente ist erst sichtbar zu machen, wenn man sie gesammelt hat.



Abb 1: Andreas Gursky: Die Bibliothek 1999



Abb 2: Martha Minujin: Parthenon der verbotenen Bücher 2017

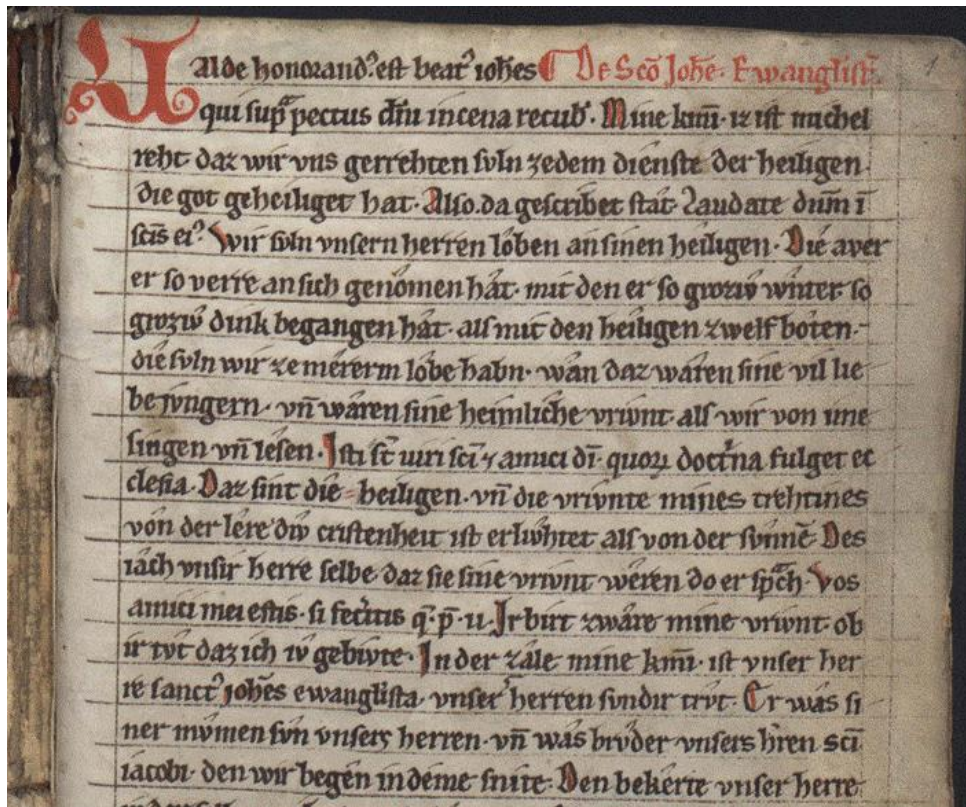


Abb 3: Millstätter Predigten Krakau, Bibl. Jagiellonska, Cod. Berol. Mgq 484, 1r



Abb 4: Klagenfurt, UB, PE 2

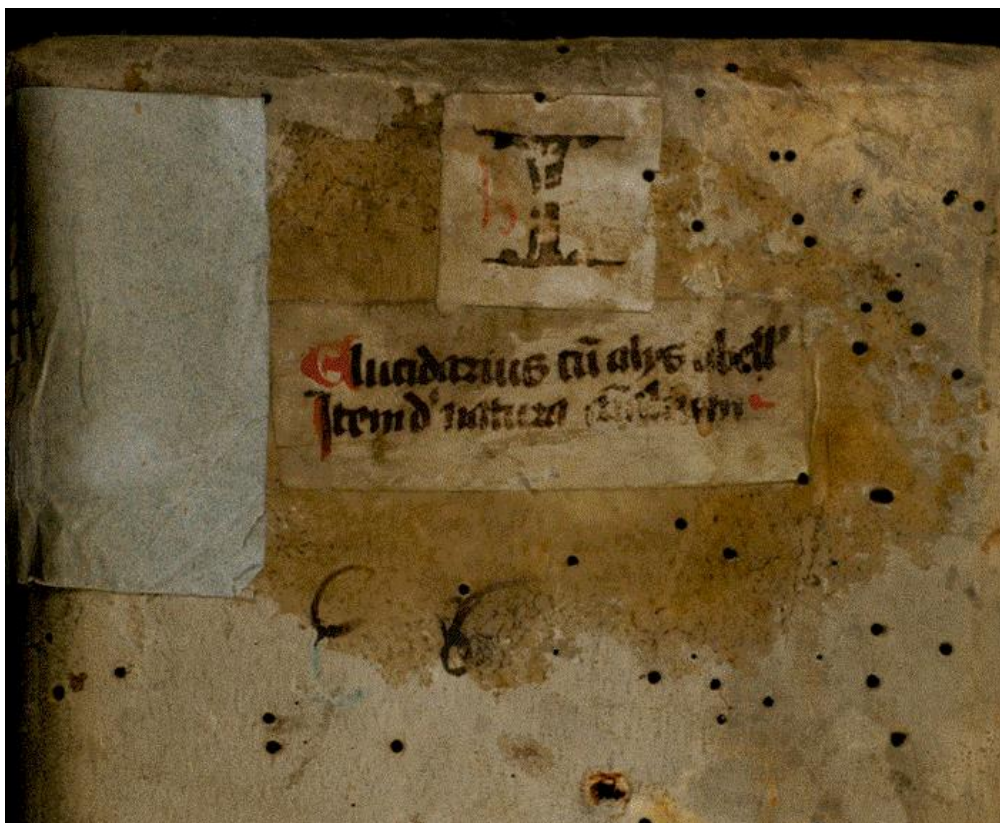


Abb 5: Klagenfurt, UB, PE 3



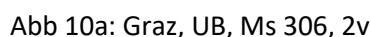
Abb 6: Klagenfurt, UB, PE 10



Abb 7: Klagenfurt, UB, PA 73



Abb 8: Millstätter Predigten Krakau, Bibl. Jagiellonska, Cod. Berol. Mgq 484



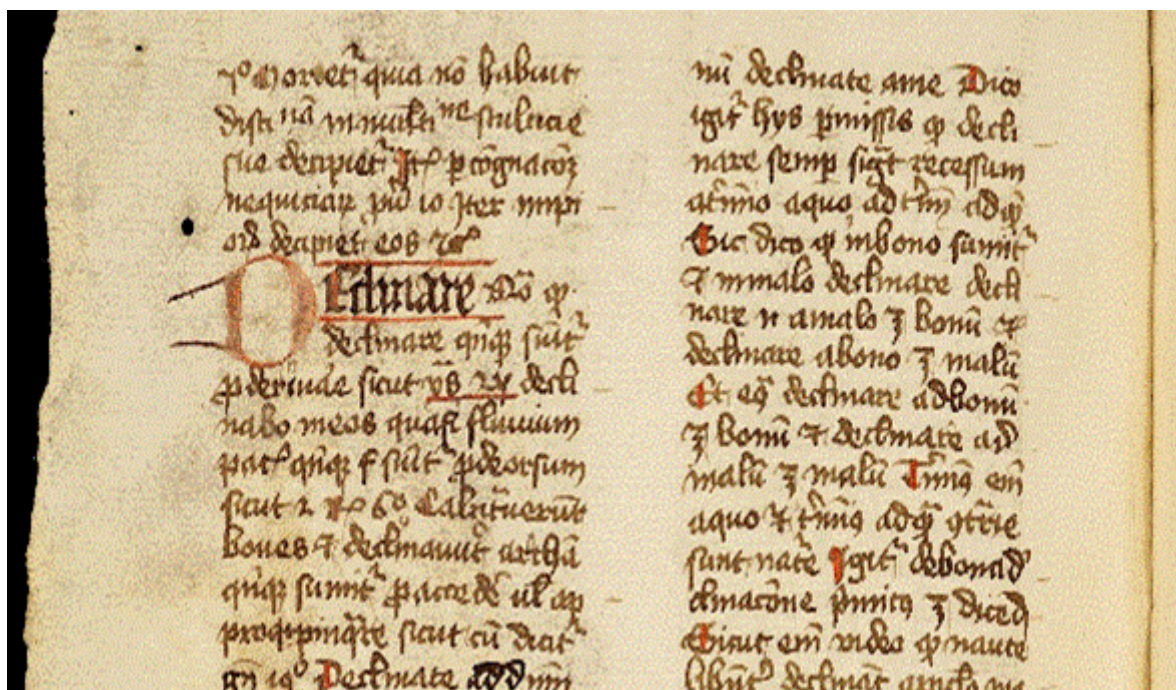


Abb 10b: Klagenfurt, UB, PA 54, 4v

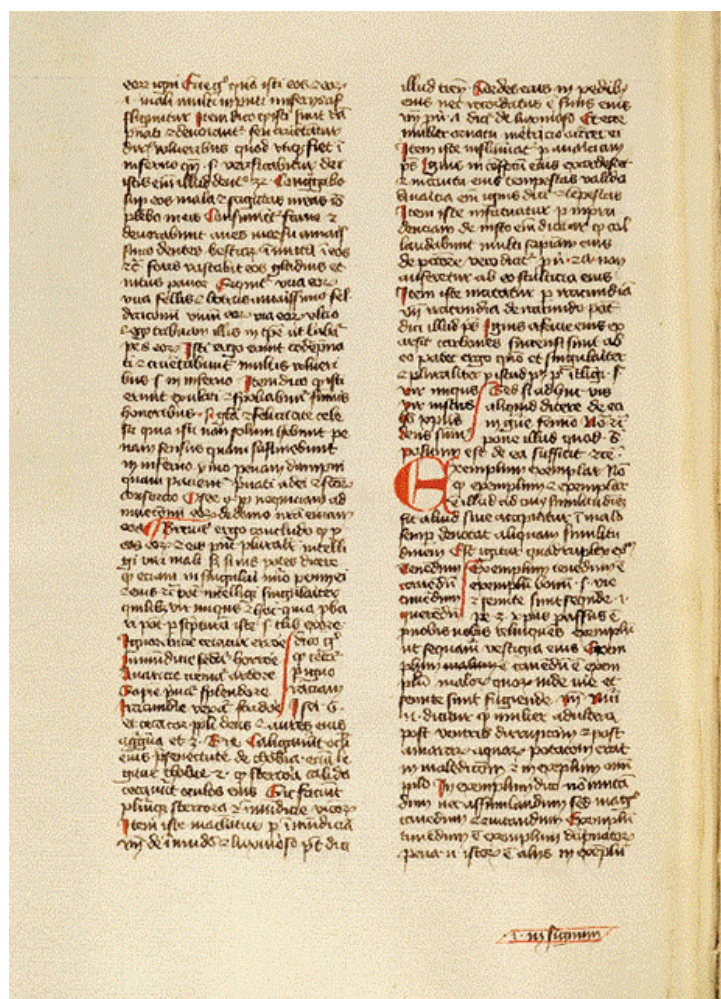
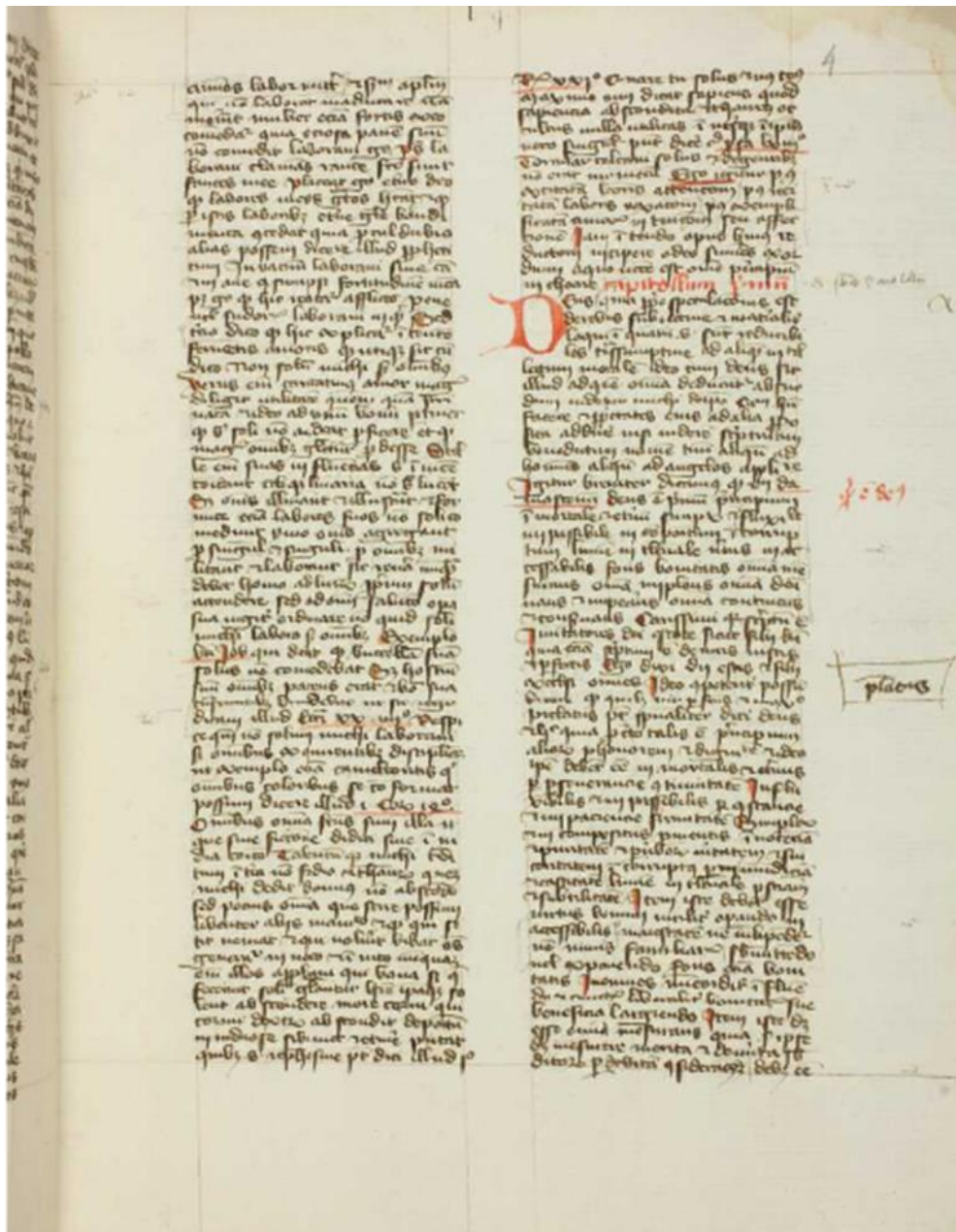


Abb 11a: Klagenfurt, UB, PA 54, 193v



11b: Leipzig, UB, Ms 1450, 4r

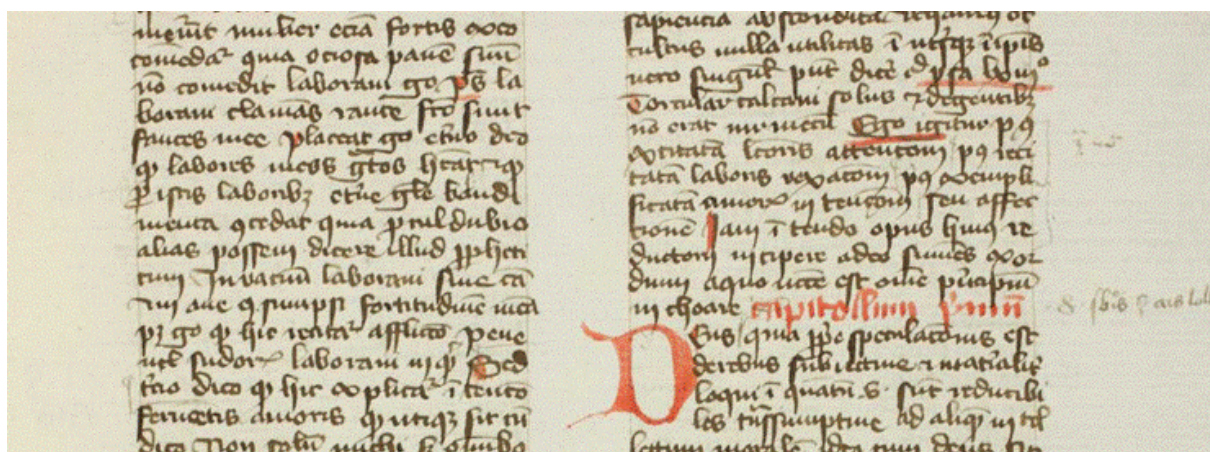


Abb 12a: Leipzig, UB, Ms 1450, 4r

et dicitur quia non habuit
 dista nam in malis ne pulchre
 sua deripiet. Itaque per cognationem
 nequitiarum pro eo quod inter imperi-
 os deripiet eos.

Dedimare dicitur quod
 dedimare quippe sicut
 perinde sicut per dedimare
 nabo meos quasi fluvium
 patet quippe sicut per dedimare
 sicut et per dedimare
 bonos et dedimare autem
 quippe sicut per dedimare
 propter quod sicut cum dicitur
 per dedimare.

nunc dedimare amice. Dico
 igitur his promissis quod dedi-
 mare semper sicut recessum
 animo aqua ad finem ad quod
 Sic dico quod in bono sicut
 et in malo dedimare dedi-
 mare in malo et bonum et
 dedimare ab bono et malum
 Et ad dedimare ad bonum
 et bonum et dedimare ad
 malum et malum. Tunc enim
 aqua et tunc ad quod tunc
 sunt nate. igitur dedimare
 dedimare promissis et dicitur
 Sicut enim video quod nate
 abut dedimare amice.

12b: Klagenfurt, UB, PA 54, 4v

habet est quoniam et per
 rebel et splendor
 fabulus et tunc a diabolo
 cadulus et infirmus
 fama monasterium quod
 per aprilis

pelotipus exffer
 per hunc vocem vult
 felus habet in bono vel in malo
 feta sumercharos
 fuzider funder
 fuzaria taten
 fuff mons carmelus
 fuzatus ceculus mcelo
 fob civitas amorreos
 fomentum pett gregi
 fozobabel mge babilonis Interpretatur
 fura rodel

fuzas fuzare

finitus vocabularius feria tertia post
 festum sancti viti et modesti in hora tertia
 huius anno domini mccc lxxi et sic est finis

Abb 13: Klagenfurt, UB, PA 78, 238v



Abb 14: Fresko aus dem Palast von Knossos/Kreta: Rekonstruktion 1 (Historisches Museum von Kreta/Heraklion)



Abb 15: Fresko aus dem Palast von Knossos/Kreta: Rekonstruktion 2 (Historisches Museum von Kreta/Heraklion)

Des Kaisers (?) neue Bilder. Fragen und Thesen zum sogenannten Gebetbuch Kaiser Maximilians I.

Karl-Georg Pfändtner

(Das Skript ist die gekürzte Fassung meines Vortrages auf dem Millstätter Symposium des Jahres 2019. Die ausgearbeitete Fassung erscheint im Tagungsbericht 2020)

Mit seinen Zeichnungen von Albrecht Dürer, Lucas Cranach dem Älteren, Hans Baldung Grien, Albrecht Altdorfer, Hans Burgkmair und Jörg Breu ist das Gebetbuch Kaiser Maximilians I., ein wahres Panoptikum „altdeutscher“ Zeichenkunst.

Es zählt zu den berühmtesten Erzeugnissen der europäischen Kunst und schon lange steht es aufgrund seiner kongenialen Ausstattung im Zentrum der Forschung, insbesondere der Forschung zu Albrecht Dürer.

Der Maler und Kunsthistoriograph Joachim von Sandrard nennt es im 17. Jahrhundert in seiner *Academia nobilissimae artis pictoriae*/Akademie der berühmtesten Bildkünste (Nürnberg 1683) ein *Brevier darinn (...) grosse Buchstab von Albrecht Dürer mit der Feder (...) mit Bildern/Crotesken und Laubwerk überall herum dermassen holdseelig bereichert / dass niemals etwas in dieser Materie vernünftiger und fleissiger gesehen / als dieses Buch.*

1808 erschien von den Dürerzeichnungen ein lithographisches Teilfaksimile, ein frühes Zeugnis dieses erst wenige Jahre zuvor, im Jahre 1798 von Alois Senefelder erfundenen Steindruckverfahrens. Johann Wolfgang von Goethe bespricht dieses Faksimile noch im Erscheinungsjahr dieser Reproduktionen in der Jena'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung (Nr. 67), ja er lobte das Gebetbuch Maximilians darin so enthusiastisch, dass er sich in einer zweiten Rezension im April 1809 verteidigen musste: *so behaupteten viele*

wackere Kunstfreunde (...), unser Lob sey übertrieben und parteyisch. Nachdem aber späterhin einige dieser Schwachgläubigen die (...) Blätter zu Gesichte bekommen : so änderten sie ihre Meinung und erklärten im Gegentheil, wir hätten auch lange nicht genug Gutes davon gesagt.

Doch was wissen wir über dieses hochberühmte, ungewöhnliche und auch uns noch fesselnde Buch mit seinem bezaubernden Buchschmuck, dessen in bunter Tinte gehaltenen Zeichnungen zum Schönsten der Kunst gehören, das im deutschsprachigen Raum je geschaffen wurde?

Der Druck

Das Gebetbuch Kaiser Maximilians I. ist keine Handschrift, sondern ein ohne Titelblatt überliefertes gedrucktes Buch, das nur in wenigen Exemplaren, wohl Probedrucken, mit Druckvarianten bekannt ist. Die bibliothekarische Titelaufnahme lautet deshalb ganz prosaisch: Diurnale (Gebetbuch mit Tagesgebeten), *oratio ad suum proprium angelum*, das ist der Beginn des ersten erhaltenen Gebetes zum Schutzengel: *Gebet zum eigenen Schutzengel*. Der Begriff *Gebetbuch Maximilians* ist also auszuweiten. Heute wird er in der Forschung deshalb vor allem auf den Druck bezogen, nicht mehr alleinig auf das mit Randzeichnungen von Albrecht Dürer & Co. geschmückte, heute auf München (Bayerische Staatsbibliothek) und Besançon (Stadtbibliothek) aufgeteilte illustrierte Exemplar, mutmaßlich aus dem Besitz des Kaisers, für das der Begriff früher überwiegend stand. Der Einfachheit halber werde ich aber in diesem Vortrag, nach dieser Einschränkung, von diesem ebenfalls als Gebetbuch Maximilians sprechen.

Zur Entstehung des Gebetbuchs Maximilians

Bereits über die Entstehung des Drucks des Gebetbuches ist relativ wenig bekannt. Spätestens seit dem Jahre 1508 plante der Kaiser ein Gebetbuch, das sich an eine breitere, wenngleich exquisite Leserschaft

wenden sollte. Er spricht von einer großen und einer kleinen Ausgabe, von der uns hier in diesem Vortrag nur die große, genauer gesagt das eine berühmte Exemplar der großen Ausgabe interessiert, eben das Exemplar mit den Randzeichnungen aus der Dürerzeit.

Schon bevor es zur Illustration kam, handelte es sich bei dem Gebetbuch um ein aufwendiges Unternehmen, dessen Schrift unter höchster Geheimhaltung speziell entwickelt wurde. Deshalb wissen wir auch bis heute äußerst wenig über den genauen Hergang der Planung und Entstehung. Maximilian war ein Meister der Geheimhaltung seiner Projekte. Man darf nur daran erinnern, dass der von ihm in begrenzter Auflage als Vorzugsausgabe auf Pergament in Auftrag gegebene Theuerdank, 1517 in Augsburg bei Schönsperger gedruckt, dem Drucker, der auch das Gebetbuch vervielfältigte, auf seinen Wunsch hin in Truhen verwahrt und erst nach seinem Tode an ausgesuchte Personen ausgeteilt werden sollte, was dann, erst im Jahre 1526, also sieben Jahre nach dem Tod Maximilians, geschah.

Erst jüngst hat Helmut Zäh aus Augsburg die bekannten Quellen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians erneut herausgegeben und kritisch bearbeitet. Und dabei festgestellt: Es ist weit weniger bekannt als die meisten Publikationen suggerieren – hier bestehen durchaus noch Möglichkeiten für kriminalistische, archivalische, historische und kunsthistorische Forschungen.

In einem Briefentwurf des Augsburger Humanisten Konrad Peutinger an Maximilian I. im Augsburger Stadtarchiv (Literalien, Personenselekt Peutinger), datiert auf den 5. Oktober 1513, macht sich Peutinger im Auftrag des Kaisers beim Buchdrucker kundig, wie es um die Lieferung von zehn Gebetbüchern (*zehen betbuechlin*) stehe, die, wie Peutinger ihm dann schreibt, frühestens in sechs Wochen in Aussicht gestellt werden konnten. Das Kolophon des Drucks: *Anno Salutis M.D. xiiij. Iij. Kalendas Ianuarij* – kann laut Zäh danach auch auf den 30. Dezember 1513 bezogen werden, nicht auf den 30. Dezember 1514, der auch möglich wäre, je nachdem ob man als Jahresanfang den 25. Dezember oder den 1. Januar zugrunde legt.

Noch Anfang Oktober 1513 kann Peutinger dem Kaiser zumindest ein Muster auf Pergament schicken. Soweit es die Quellenlage zulässt, beschränkte sich die Funktion Peutingers auf die Übermittlung von Informationen zwischen Kaiser und ausführendem Drucker während der Abwesenheit des Auftraggebers von Juni bis Anfang November 1513. Für eine Beteiligung an der formalen oder gar der inhaltlichen Konzeption des Gebetbuchs, wie von der Forschung oft angenommen, liegen indes keine konkreten Hinweise vor.

Doch Peutinger tritt noch weitere Male im Zusammenhang mit dem Gebetbuch auf:

- Wohl noch Ende Dezember 1513 erhält er von Kaiser Maximilian persönlich ein Exemplar dieses gedruckten Gebetbuches, das heute in der Biblioteca Apostolica Vaticana (unter der Signatur Ottob. Lat. 577) aufbewahrt wird. Dies überliefert uns ein eigenhändiger lateinischer Eintrag Peutingers in diesem Buch (ich übersetze gleich): *Dieses Buch hat mir, Konrad Peutinger, der Kaiser Cäsar Maximilian, der größte und beste Augustus, eigenhändig als Geschenk gegeben.* Peutingers Gebetbuch ist – wie Helmut Zäh jüngst betonte – somit das einzige, dessen Ersteigentümer zweifelsfrei feststeht.

- Ein drittes Mal ist Peutinger in Verbindung mit dem Gebetbuch Maximilians zu bringen. Diesermal mit dem illustrierten Exemplar, um das es uns heute geht: In einem leider nur sehr fragmentarisch überlieferten Briefentwurf aus dem Spätsommer oder Herbst 1515, der im 19. Jahrhundert im Stadtarchiv Augsburg gefunden worden sein soll und nach der Publikation tragischerweise noch verlorengegangen ist – hier stellt sich auch die Frage ob es sich hier nicht um eine Fakemeldung handelt –, werden recht konkrete Vorgaben zum Inhalt und zu Zeichnungen gemacht. Es werden Gebete zur hl. Dreifaltigkeit, ein Marienoffizium nach römischem Brauch und Gebete zum hl. Georg genannt, alles Bestandteile des Gebetbuches Maximilians. Wenn dieser Fund tatsächlich gemacht worden sein sollte, wurden anscheinend drei Lagen des Gebetbuches versandt, 29 von Albrecht Dürer verzierte Blätter. Albrecht Dürer wird in diesem Schreiben als

guter Freund betitelt. Als Beispiel der Blätter Dürers wird die Darstellung des hl. Georgs in voller Rüstung mit dem Drachen zum Gebet dieses Heiligen erwähnt. Unglücklicherweise ist nicht ganz klar – wenn es diesen Brief überhaupt je gegeben hat – an wen sich dieser Brief wandte und auch genauere Anweisungen haben sich nicht erhalten. Es wird aber deutlich, dass Peutinger, wenn es den Brief wirklich gegeben haben sollte, Anweisungen seines Herren – an einen der beteiligten Künstler weitergab. Heute nimmt man gemeinhin an, es handle sich um den damals in Freiburg tätigen Dürerschüler Hans Baldung Grien, der ebenso an der Ausmalung des Gebetbuches beteiligt war.

Zur weiteren Geschichte: die Wiederentdeckung

Nach diesen spärlichen, aber aufschlussreichen Details erhellenden Quellen, verliert sich die Spur wieder. Wir erfahren jahrhundertlang nichts mehr, weder über den Druck, noch über das mit Grafiken von Dürer und Co. ausgestattete Exemplar. Kaiser Maximilian war am 12. Januar 1519 verstorben, ohne dass das Projekt zu Ende gebracht werden konnte. Der heute in München befindliche Teil mit den Zeichnungen Albrecht Dürers und Lukas Cranachs taucht erst wieder in den Jahren 1627/30 in einem Inventar der Münchner Kammergalerie auf und wurde unter dem Bayernherzog Kurfürst Maximilian I. neu gebunden. Ältere Besitzeinträge oder Hinweise auf Vorbesitzer finden sich im Münchner Teil nicht oder nicht mehr. Der Einband des anderen Teils in der Stadtbibliothek in Besançon, ein wiederverwendetes Pergamentblatt – eine sog. Koperte – trägt die Würdetitel des Kardinals Albrecht von Brandenburg, eines der mächtigsten und einflussreichsten Männer im Reich, der selbst Auftraggeber von Dürer, Cranach und anderen hochbedeutenden deutschen Künstlern war (siehe zu dieser Thematik meinen Aufsatz in der Kunstchronik Februar 2016 und meinen Aufsatz in Codices Manuscripti 2016 sowie den Aufsatz von Lange-Krach vom Herbst 2016); das Gebetbuch Maximilians oder zumindest der Teil in

Besançon sind sehr wahrscheinlich zeitweise im Besitz dieses wichtigsten und durch Ämterhäufung vermögend gewordenen Erzbischofs gewesen. Ja es ist nicht einmal ausgeschlossen, dass es überhaupt für diesen Kardinal gefertigt wurde. Zwei Handschriften aus dem Besitz des Kardinals, illuminiert von Nikolaus und Gabriel Glockendon zeigen denn auch Kopien nach Dürers Vorlagen aus dem Gebetbuch Maximilians, die, wenn nicht direkt über das Gebetbuch, höchstens über Vorzeichnungen Dürers den Buchmalern bekannt gewesen sein können. Wir sehen hier die Kopie nach dem derzeit auch in der Ausstellung aufgeschlagenen Kandelaber Albrecht Dürers im Gebetbuch Maximilians (rechts) und die Saiteninstrumente auf der linken Seite. Hier den Sackpfeifenspieler aus dem Gebetbuch Maximilians und den Affen, der ebenso im Missale des Kardinals Albrecht von Brandenburg kopiert worden ist.

Dieser zweite Teil des Gebetbuches Maximilians befindet sich am Beginn des 18. Jahrhunderts in der Bibliothèque particulière der Benediktiner in Besançon, einer seinerzeit zum Heiligen Römischen Reich gehörenden Reichsstadt in der Freigrafschaft Burgund (Franche Comté), die im Jahre 1493 Teil des habsburgischen Länderkomplexes geworden war. Während der französischen Revolution besaß der letzte Bibliothekar dieses Klosters Dom Philippe Sterque, das Buch. Nachdem dieser im Jahre 1827 als Polizeikommissär in Salins verstorben war, gelang es dem Direktor der Stadtbibliothek Charles Weiss den Codex von den Erben Sterques zu erwerben. Wann und wie dieser Teil des Buches nach Besançon gelangte, wissen wir nicht.

Dennoch hat die Forschung sich bemüht, eine beinahe lückenlose Provenienz zu rekonstruieren. Im Zentrum stand vor allem die Frage, wie der zweite Teil (oder vielleicht auch das noch ungeteilte Exemplar) nach Besançon gelangt sein könnte. Bereits 1885, kurz nach der Entdeckung der Zusammengehörigkeit der beiden Teile in München und in Besançon, schlug Eduard Chmelarz vor, das Buch könnte über den kunstsammelnden und in Diensten Kaiser Karls V.

und Philipp II., den Nachfolgern Kaiser Maximilians, stehenden Kardinal Antoine Perrenot de Granvelle (1517–1586) von Madrid nach Besançon, der Heimat der Familie gelangt und dort durch einen seiner Nachkommen, seinen Neffen Graf François de Lantecroix (gest. 1606) geteilt worden sein. Doch haben wir hierfür keinen wirklichen Nachweis. Im Inventar der Besitztümer Granvelles aus dem Jahre 1607 findet sich jedenfalls kein Hinweis auf das Gebetbuch Kaiser Maximilians.

Bestimmung des Gebetbuches

Auch für die Bestimmung des Gebetbuches werden bis heute Rückschlüsse von Forschern des 19. Jahrhunderts zitiert. Man geht allgemein davon aus, dass es sich bei dem Druck um ein Gebetbuch für den von Kaiser Friedrich III., dem Vater Maximilians, zur Türkenabwehr gestifteten St. Georgsritterorden handelt, da die Gebete auffallend mit den Motivbestimmungen des Hauses Habsburg für den Georgsritterorden übereinstimmen und das Gebetbuch auch gleich zweimal Gebete zum hl. Georg mit zugehörigen Darstellungen enthält. Kaiser Maximilian hat sich sehr um den von seinem Vater gegründeten Orden verdient gemacht. Zudem wird ein für den Georgsritterorden angelegter Kalender in der Österreichischen Nationalbibliothek mit dem fehlenden Kalender des Gebetbuches gleichgesetzt, ja dessen langwierige Approbation durch den Papst als Grund für den nicht erfolgten Abschluss des Gebetbuchprojektes ins Feld geführt. Ob der in der Österreichischen Nationalbibliothek aufbewahrte Kalenderentwurf aber wirklich für das Gebetbuch Maximilians gedacht war, entzieht sich unserer Kenntnis. Vielleicht war das in limitierter Auflage gedruckte Gebetbuch als Geschenk für Fürsten und Gefolgsleute vorgesehen, so wie die anderen Werke Kaiser Maximilians. Kein einziges der erhaltenen Exemplare lässt sich im Besitz eines Georgsritters nachweisen.

Mehrere Exemplare des Gebetbuches waren schon im frühen 16. Jahrhundert in Augsburg, dem Druckort, den sie vielleicht nie

verlassen haben: So das schon genannte Exemplar des Konrad Peutinger im Vatikan mit Buchschmuck aus der Werkstatt des Augsburger Buchmalers Nikolaus Bertschi, ebenso das illuminierte Exemplar der Bodleian Library in Oxford, das Miniaturen aus dem Umkreis des ebenfalls in Augsburg tätigen Ulrich Thaler aufweist. Das im Keble College in Oxford aufbewahrte Exemplar gehörte laut Besitzeintrag im Jahre 1555 einem Mitglied der Familie Hummelberger, vermutlich besaß es schon der Humanist Michael Hummelberger, der 1527 gestorben ist und vor allem Kontakte zu Peutinger pflegte. Das heute in der Österreichischen Nationalbibliothek aufbewahrte Exemplar, ohne jeglichen Buchschmuck, stammt aus dem Besitz des Erzherzogs Ferdinand von Tirol (1529–1595), der aber in erster Ehe mit Philippine Welser aus Augsburg verheiratet war. Auch Peutinger war mit einer Welserin verheiratet, Margarete Welser. Gut möglich, dass der Erzherzog das Buch über seine schwäbische Frau bekommen hatte. Allerdings ist es auch nicht ausgeschlossen, dass er als Habsburger und Urenkel Kaiser Maximilians auf verwandtschaftlichem Wege in den Besitz des Gebetbuches gekommen ist.

Über den potentiellen Besitzer des mit Randzeichnungen ausgestatteten Exemplars im frühen 16. Jahrhundert wissen wir gar nichts. Die Forschung geht allgemein davon aus, dass es sich im Besitze Maximilians befand und somit im Besitz eines Georgsritters.

Das Gebetbuch Maximilians und der Georgsritterorden

Doch der im mit Randzeichnungen ausgestatteten Exemplar zweimal dargestellte heilige Georg, -seltsamer weise wurde das bisher von der Forschung noch nie thematisiert-, zeigt nicht die Fahne der Georgsritter, die üblicherweise ein über die gesamte Flagge reichendes rotes Kreuz zeigt. Diese ist etwa auf dem Bild der Einsetzung des Georgsritterordens durch Papst Paul II. in Anwesenheit von Kaiser Friedrich III. zu sehen; auch zeigt diese Fahne Albrecht Dürer in seinem Paumgartner-Altar in der Münchner

Pinakothek, d.h. Albrecht Dürer war das Wappen der Georgsritter bekannt.

Auf beiden Darstellungen des hl. Georgs im Gebetbuch Maximilians ist das Kreuz hingegen von einem Kreis umfassen. Woher stammt diese Form des Georgsbanners? Ganz ähnlich findet sich das Kreuz im Kreis in einer Albrecht Dürer sicherlich bekannten Reliquie, dem sogenannten Georgsfähnlein im Bamberger Domschatz, das als echte Fahne dieses Ritterheiligen verehrt wurde, vgl. z.B. die Ansicht aus dem 1493 in Nürnberg bei Hans Mair gedruckten Heiltumsbüchlein der Bayerischen Staatsbibliothek München (BSB-Ink H-28). Albrecht Dürer hat das Bamberger Heiltum sicherlich gekannt, Nürnberg liegt unweit von Bamberg, die Reichsstadt gehörte kirchlich zur Diözese Bamberg, und in Bamberg hat der Überlieferung nach Dürers Frau auch seine Graphiken verkauft. Ganz ähnlich ist die Fahne auch schon auf seiner 1502/03 entstandenen Grafik des hl. Georg, hier das Exemplar in New York, im Metropolitan Museum. Wenn das Gebetbuch für den St.-Georgs-Ritterorden gedacht war, warum zeigt er nicht die Fahne, die für diesen Orden typisch war? Hat man Albrecht Dürer nicht mitgeteilt, dass das von ihm zu illustrierende Buch für den Georgsritterorden geplant war? Oder hat sich Albrecht Dürer darüber hinweggesetzt, da er das Bamberger Georgsfähnlein kannte, das als wahre Fahne des hl. Georgs galt? Wohl kaum. Auffallend ist nämlich auch das Fehlen des hl. Domitian schon in den Gebeten des gedruckten Gebetbuches, des Patrons von Stift Millstatt in Kärnten, dem Sitz des Georgs-Ritterordens. Auch sonst lässt sich keine spezielle Symbolik des St. Georgs-Ritterordens feststellen, wie bereits Heidrun Lange-Krach festgestellt hat. Man wird also vorsichtiger als bisher sein müssen mit einer Verbindung des Gebetbuchs Maximilians mit dem Georgsritterorden.

Zur Funktion der Zeichnungen

Auch die Funktion der Zeichnungen ist bis heute nicht wirklich bekannt. Sind sie nur als Schmuck des einen Gebetbuchexemplares

geplant oder, wie die Forschung seit dem 19. Jahrhundert immer wieder annahm und auch heute zum Teil wieder annimmt, als Vorstufen zu Farbholzschnitten, die für alle zu druckenden Gebetbücher dieser Auflage vorgesehen waren, aber nicht mehr zur Ausführung gelangten. Technisch wäre eine Umsetzung der Zeichnungen in Farbholzschnitte vor allem in Augsburg durchaus möglich gewesen. Und auch alle anderen Buchprojekte Kaiser Maximilians sind mit Holzschnitten ausgestattet, doch sehen dort die Vorzeichnungen anders aus, wie wir hier in einem Beispiel aus dem Fragbuch zum Weißkönig sehen, in Wiener Neustadt, um 1515 entstanden (Wien, ÖNB, Cod. 3034). Hier wurde radiert und ergänzt. Gegen diese These der Zeichnungen als Vorlage für Farbholzschnitte könnte die baldige Ausstattung zweier Exemplare mit völlig andersartigem Buchschmuck sprechen, eben des Exemplars Peutingers mit Miniaturen wohl von Nikolaus Bertschi oder seinem Umkreis, die um 1515–1517 anzusetzen sind. Und auch die frühe Ausstattung im Oxforder Exemplar der Bodleian Library (Douce FF 59) mit Bordüren aus dem Umkreis des ebenfalls in Augsburg tätigen Buchmalers Ulrich Thaler (nachgewiesen von 1497–1520/25), die wir ja gerade gesehen haben, deren genaue Datierung aber nochmals intensiv auf diese Frage hin untersucht werden sollte. Beide passen sich in ihrer Ausstattung dem üblichen Schema für Gebet- und Stundenbücher ihrer Zeit an und zeigen keinerlei Anlehnung an den Buchschmuck des auf München und Besançon aufgeteilten Exemplars, dessen Besonderheit der Ausstattung hiermit nochmals deutlich wird. Wenn die Randzeichnungen im München-Besançon-Exemplar für Holzschnitte in allen Exemplaren gedacht waren, dann muss dieses Projekt bereits 1515/17 aufgegeben worden sein; vor der Ausstattung dieser beiden illuminierten Exemplare, denn anders lassen sich diese beiden Augsburger Buchausstattungen nicht erklären. Vor allem der Miniaturenschmuck im Exemplar Peutingers, der ja, wenn der oben genannte Briefentwurf tatsächlich echt sein sollte, an der Planung der Ausstattung des Hauptexemplars beteiligt gewesen ist,

wäre seltsam. Peutinger hätte wohl länger darauf gewartet, sein Exemplar mit Miniaturen aufzuwerten oder es ganz unterlassen, wenn eine derart prächtige Ausgestaltung aller Exemplare mit Holzschnitten in Aussicht gestanden hätte. Zur Klärung dieser Frage müsste die Ausstattung der bisher bekannten „Gebetbücher“ Maximilians noch eingehender auf Entstehungsort (Augsburg?) und Entstehungszeit geprüft werden.

Zusammenfassung

Fassen wir kurz zusammen. Es ist bis heute nicht gesichert nachgewiesen, dass das mit Randzeichnungen der größten „Altdeutschen Maler“ ausgestattete Exemplar des Gebetbuches Maximilians I. wirklich für diesen bestimmt war. Ebenso lässt sich dieses illustrierte Exemplar aufgrund der „falschen“ Fahne des hl. Georg wohl nicht mit dem St.-Georgs-Ritterorden zu Millstatt verbinden. Es kann nicht ausgeschlossen werden, dass dieses eine berühmte Exemplar des Gebetbuches Maximilians sich im Besitze des Kardinals Markgraf Albrecht von Brandenburg befunden hatte, ja selbst als Auftraggeber ist dieser nicht gänzlich auszuschließen. Die Beschäftigung mit diesem Meisterwerk ist noch lange nicht abgeschlossen und lohnt sich noch immer.

„Millstatt versus Eberndorf“ - Die beiden Kärntner Jesuitendistrikte im Vergleich

Peter G. Tropper

Ausgangslage

Millstatt

Der sogenannte Millstätter Distrikt der Jesuiten stellte das Erbe des ehemaligen Benediktinerklosters und des im Jahr 1469 von Kaiser Friedrich III. errichteten St. Georgs-Ritterordens dar, der 1598 von Erzherzog Ferdinand II. und am 28. Jänner 1600 von Papst Clemens XIII. aufgehoben worden war.¹

1572 war die Gesellschaft Jesu von Erzherzog Karl nach Graz in die Haupt- und Residenzstadt von Innerösterreich berufen worden. Der Stiftbrief des Erzherzogs für das Kolleg stammt vom 12. November 1573; Erzherzog Karl setzte darin 2000 Gulden für den Unterhalt und 200 Gulden für den Holzbedarf der Patres fest. Für diese Summe sollten die Erträge der Herrschaft Millstatt herangezogen werden, darüber hinaus hatte die Pfarre St. Lorenzen im Mürztal 250 Gulden beizusteuern. Erweitert wurde diese Stiftung durch die Schaffung einer Universität am 1. Jänner 1585, wofür der Landesfürst weitere 2000 Gulden aus den Millstätter Besitzungen stiftete.

In letzter Konsequenz schenkte Erzherzog Ferdinand II. 1598 den gesamten Millstätter Besitz dem Grazer Kolleg der Gesellschaft Jesu zur Foundation von Kolleg und Universität in Graz. Diese Schenkung bestätigte Papst Clemens XIII. am 28. Jänner 1600. Ein weiterer Stiftbrief des Erzherzogs sicherte die Ausstattung des Grazer Kollegs und der Universität erneut ab. Damit war der jeweilige Rektor der Grazer Universität und des Kollegs zum obersten Grund- und Lehensherrscher über die Besitzungen des Millstätter Distriktes geworden.

Anders als auf der wirtschaftlichen Ebene gestaltete sich die Entwicklung im geistlich-kirchlichen Bereich: Hier kam es in der Folge zu jahrzehntelangen Schwierigkeiten zwischen dem Grazer Rektor und dem Erzbischof von Salzburg, in dessen Jurisdiktionsbereich die Pfarren des Millstätter Distriktes gelegen waren. „Die Jesuiten wehrten sich mit Vehemenz und letztlich

¹ Alois Ruhri, Der Millstätter Distrikt in der Steiermark, in: Franz Nikolasch (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2011, S. 26-41. Richard Perger, Das Wirken des Jesuitenordens in Millstatt, in: Franz Nikolasch (Hg.), Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Vorträge der Millstätter Symposien 1981-1995. Klagenfurt 1997 (=AGT 78), S. 531-545. Vgl. auch Helmut Glaser, Die Herrschaft der Jesuiten in Millstatt 1600-1773. Phil. Diss. Wien 1967.

erfolgreich gegen eine bischöfliche Visitation ihrer Pfarren,² die in den Jahren von 1617 bis 1619 durchgeführt wurde.

Eberndorf

Die Berufung der Jesuiten nach Klagenfurt geht auf eine Initiative des Lavanter Bischofs Georg Stobäus von Palmburg zurück, den der Landesfürst, Erzherzog Ferdinand, 1597 zu seinem Statthalter für Innerösterreich in Graz ernannt hatte. Stobäus setzte sich für die Unterdrückung des Protestantismus ein und schlug dem Erzherzog vor, in Klagenfurt ein Jesuitenkolleg zu errichten, das mit den Gütern des aufzuhebenden Chorherrenstifts Eberndorf auszustatten wäre.³

Ohne auf die Probleme der Dotierung der Klagenfurter Jesuiten näher einzugehen, bleibt festzuhalten, dass die Übergabe des Stiftes und der Eberndorfer Güter nach päpstlicher Genehmigung im April 1604 am 29. Juli dieses Jahres erfolgte. Die bereits seit 1603 nach Klagenfurt berufenen Mitglieder der Gesellschaft Jesu waren zunächst im Spital bei der von den protestantischen Landständen erbauten Dreifaltigkeitskirche untergebracht, aus welchem dann die sogenannte Jesuitenkaserne entstand. Neben dem Stift Eberndorf erhielten die Klagenfurter Jesuiten auch das Schloss Leonstein bei Pörtschach, das Schloss Zigguln am Kreuzbergl in Klagenfurt sowie das Schloss Wasserhofen in St. Kanzian.⁴

Neuumschreibung

Millstatt

Erst 1659 gelang es, einen Vergleich zwischen dem Erzbischof von Salzburg, dem Salzburger Metropolitankapitel und der österreichischen Jesuitenprovinz für den Millstätter Distrikt zustande zu bringen. Am 5. Mai 1659 wurde in einer „Concordia“, einem Vergleich, vereinbart, dass der Millstätter Distrikt zwar in, aber nicht unter der Erzdiözese Salzburg liege, also nicht von ihr abhängig sei. Der Rektor des Grazer Kollegs war damit zum geistlichen Oberen mit gleichsam bischöflichen Rechten geworden.⁵

² Ruhri, Millstätter Distrikt, S. 33

³ Albert Starzer, Die Uebergabe des Chorherrenstiftes Eberndorf an die Jesuiten, in: MIOG Erg. Bd. 6 (1901), S. 624-633.

⁴ Stephan Singer, Kultur- und Kirchengeschichte des Jauntales. III. Bd., Dekanat Eberndorf. Kappel [an der Drau] 1938, bes. S. 74-96. Johann Rainer, Die Jesuiten in Klagenfurt und Eberndorf, in: Franz Nikolasch (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 1994, S. 52-64.

⁵ Isabella Riener und Helmut Schnizer, Der Vertrag zwischen dem Salzburger Erzbischof und dem Grazer Jesuitenrektor über den Millstätter Distrikt – Kanonistische Reflexionen, in: Franz Nikolasch (Hg.), Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Vorträge der Millstätter Symposien 1981-1995. Klagenfurt 1997 (=AGT 78), S. 547-557.

Zu einer 12 Punkte umfassenden Vereinbarung über die im Jauntal gelegenen Millstätter Pfarren Rechberg und St. Stefan unterm Feuersberg bei Bleiburg kam es erst nach der Einrichtung der Erzdiözese Görz: Am 25. Mai 1755 schlossen Erzbischof Attems und der Jesuitenprovinzial einen Vertrag, „demzufolge der Erzbischof die bischöflichen Funktionen Ölweihe, Altarweihe, Spendung der Firmung u.a. ausübt und die Priesterweihe an die Kandidaten aus diesen Pfarren erteilt.“⁶

Eberndorf

Für Eberndorf ist bislang keine Vereinbarung zwischen dem Ordinarius und dem Klagenfurter Jesuitenkolleg bekannt.

Bevölkerung – Wirtschaft

Karl Wilhelm Mayer beschreibt in seiner „Statistik und Topographie des Herzogthums Kärnten“, erschienen zu Klagenfurt im Jahr 1796 die Einwohner Kärntens folgendermaßen: „Die Einwohner bestehen aus Deutschen, und Wenden. Der Kärntner ist in Absicht des Körpers stark, und groß, letztere Gattung ist meistens in Oberkärnten zu finden. Selbst unter dem weiblichen Geschlecht giebt es ungeheure Fleischmassen. Die Lebensart der Oberkärntner ist unter dem Landvolk der steyrischen ziemlich ähnlich. Das gemeine Getränk ist das sogenannte Steinbier, aus Hafer, oder Gerstenmalz mit wenig Hopfen.

In den obern Gegenden, sowie in Obersteyr sind viele mit großen Kröpfen belastet; man giebt die Ursache an, daß solche von dem Genuß der zu fetten Speisen, und des darauf folgenden Wassergetränkes aus den sehr kalten Bergquellen erfolgen.“⁷

Derselbe Autor berichtet von der Landwirtschaft: “Der erste und vorzüglichste Handlungszeitweig ist die Landwirthschaft. Sie bestehet im Ackerbau, Viehzucht, und allen jenen Bestandtheilen, die von beyden entspringen. Die im Lande meistens gebaute Getreidearten sind: Waizen, Roggen (Korn), Hafer, Hirse (der eine gewöhnliche Speise des gemeinen Manns ist), Bohnen und Linsen.“⁸

Nach der Schilderung des Kärntner Landeshauptmanns Vinzenz Graf von Orsini-Rosenberg lagen die Schwerpunkte der Wirtschaft in Oberkärnten vornehmlich in der Zucht von Rindern, Pferden und Schafen sowie in den Bereichen des Kohle- und Metallabbaues und einzelner Holzverarbeitender und

⁶ Singer, Kultur- und Kirchengeschichte, S. 158f. Eine Abschrift dieser Transactio in Archiv der Diözese Gurk in Klagenfurt (ADG), Pfarrarchiv (PA) Eberndorf Kart. 2.

⁷ Karl Wilhelm Mayer, Statistik und Topographie des Herzogthums Kärnten. Klagenfurt 1796, S. 16f.

⁸ Ebenda, S. 108f.

textilerzeugender Betriebe (Loden, Wolle, Flachs, Leinwand und Kürschnerei). Außerdem wurde Dörrobst in das Salzburgische und Venezianische exportiert.⁹

Die Wirtschaft in Unterkärnten umfasste außer Viehhandel und Fuhrwerk vornehmlich den Anbau von Getreide, Flachs und Hanf sowie die Wollproduktion. An gezogenem Gemüse und Getreidesorten nennt die Schilderung Orsinis: Auf lehmigem Boden Weizen, Korn, Hafer, Gerste, türkischen Weizen, Bohnen, Hirse und Klee. Auf sandigem Grund wurden Heiden (Buchweizen, die Hauptnahrung der bäuerlichen Bevölkerung in Unterkärnten), Linsen und Erbsen angebaut.

Konfessionelle Verhältnisse

Anders als im Eberndorfer Distrikt im Jauntal mit einer praktisch rein katholischen Bevölkerung verlief die Entwicklung der konfessionellen Verhältnisse im Millstätter Distrikt: „In der unmittelbaren Nachbarschaft des einzigen alten Klosters in Oberkärnten entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein wichtiges Zentrum des Kärntner Protestantismus.“¹⁰ In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden wir zahlreiche ob des evangelischen Bekenntnisses Ausgewanderte aus Millstatt, Obermillstatt, Lieseregg, Kleinkirchheim, Reichenau, Treffling und Lengholz in deutschen Gebieten zwischen Regensburg, Nürnberg und Stuttgart. 1737 kam es zu einem Bauernaufstand in Millstatt,¹¹ an dem 200 bis 300 Bauern teilnahmen, um die Patres samt dem Superior zu verjagen. 25 Jahre später wurde ganz Oberkärnten mit einem Netz von Missionsstationen überzogen, um dem Kryptoprotentantismus entgegen zu wirken.¹² Im Millstätter Distrikt waren drei solche Stationen einzurichten: In der Pfarre Lieseregg zu Altersberg, in der Pfarre Millstatt zu Lengholz und in der Pfarre Radenthein zu Kaning. Eine weitere Station wurde auch in Treffling, Pfarre Lieseregg, errichtet. Parallel dazu bediente sich der Staat des Werkzeuges der Deportation nach Siebenbürgen. Aus dem Gebiet der Herrschaft Millstatt wurden zwischen 1753

⁹ „Schilderung des Erbherzogthums Kärnten,“ Kärntner Landesarchiv (=KLA), Klagenfurt, Geschichtsvereins-Hs. 7/34.

¹⁰ Irmtraud Koller-Neumann, Zum Protestantismus unter der Jesuitenherrschaft Millstatt, in Carinthia I 178 (1988), S. 143-163, hier S. 143.

¹¹ Vgl. Christine Tropper, „... aufstehende und zur Augsburgischen Konfession sich bekennde Bauern.“ Eine protestantische Einschreibebewegung in der Reichenau im Jahre 1734, in Carinthia I 198 (2008), S. 305-331.

¹² Peter G. Tropper, Staatliche Kirchenpolitik, Geheimprotestantismus und katholische Mission in Kärnten (1752-1780). Klagenfurt 1989 (= Das Kärntner Landesarchiv 16).

und 1758 32 Personen unter dem Begriff der Transmigration nach Siebenbürgen verschifft.¹³ Die Todesrate der Millstätter Deportierten lag bei 41 Prozent.¹⁴

Kirchenpolitische Rahmenbedingungen

Um eine bessere Vorstellung von der komplexen Situation südlich der Drau im Eberndorfer Distrikt zu gewinnen, ist es nötig, etwas weiter auszuholen: Seit dem frühen Mittelalter bildete nach einer Entscheidung Kaiser Karls des Großen aus dem Jahr 811 die Drau endgültig die Grenze zwischen den Kirchenprovinzen von Salzburg und Aquileia. In den nördlich der Drau gelegenen und seelsorglich zu Salzburg gehörigen Territorien hatten sich mit der Gründung der Salzburger Suffraganbistümer Gurk (1072) und Lavant (1228) eigene, von Salzburg weitestgehend abhängige und zudem vom erzbischöflichen salzburgischen Einflussbereich umgebene Verwaltungseinheiten gebildet.

In der kirchlichen Verwaltung des dem Patriarchen von Aquileia unterstehenden Gebietes ergaben sich seit dem späten Mittelalter enorme Schwierigkeiten. Unter der Regierung des Patriarchen Ludwig II. von Teck (1412-1435) war dessen Landeshoheit durch die Venezianer gebrochen worden. In der Folge führte die gleichzeitige Ernennung verschiedener Patriarchen durch das Basler Konzil und den Papst zur Kirchenspaltung, die die Teilung des Patriarchats in einen venezianischen und einen österreichisch-habsburgischen Einflussbereich förderte.

Mit der nicht nur aus kirchlich-religiösen, sondern auch aus handfesten politischen Motiven im Jahr 1461 von Kaiser Friedrich III. gestifteten und im darauf folgenden Jahr von Papst Pius II. bestätigten Diözese Laibach/Ljubljana versuchte der Kaiser dem venezianischen Einfluss im Patriarchat entgegen zu wirken. Der Sitz des Patriarchen wurde noch im 15. Jahrhundert nach Udine verlegt und die kirchliche Administration im österreichischen Anteil durch Generalvikare des Patriarchen ausgeübt. Am Ende des 16. Jahrhunderts fand die letzte Visitation eines Patriarchen in Kärnten statt; sie wurde von Franz Barbaro (1593-1616) durchgeführt.

Eberndorf

Nichts desto weniger entwickelte sich die kirchliche Situation im Gebiet südlich der Drau immer unbefriedigender. Überlegungen zur Schaffung neuer Bistümer, beispielsweise in Völkermarkt, wurden angestellt und im Jahr 1622 beschwerten

¹³ Erich Buchinger, Die „Landler“ in Siebenbürgen. Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jahrhundert. München 1980 (= Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 31), S. 315.

¹⁴ Koller-Neumann, Potestantismus, S. 160

sich einige Archidiakone aus dem österreichischen Anteil des Patriarchats schriftlich bei Kaiser Ferdinand II. (1619-1637) über die Unzukömmlichkeiten in der Verwaltung ihrer Diözese. Eine Folge dieser Beschwerden war die eigenmächtige Aberkennung der Jurisdiktionsrechte des Patriarchen im österreichischen Anteil seines Diözesansprengels durch ein Patent Kaiser Ferdinands II. vom 12. Februar 1628.

Nunmehr, kraft dieses Patents, war der Wiener Nuntius die maßgebliche Oberinstanz für den Klerus in den österreichischen Ländern südlich der Drau geworden; die tatsächliche Verwaltung der Kirchen in diesem Distrikt besorgten weiterhin die Archidiakone. Bischöfliche Funktionen wie Visitation und Firmung wurden in der Folgezeit vom Nuntius häufig dem Bischof von Triest/Trieste, von Pedena oder auch von Laibach/Ljubljana übertragen. Wiederholte Mahnschreiben der Regierungsstellen in Wien und Graz schärften dem Klerus südlich der Drau ein, dem Patriarchen ihren Gehorsam zu verweigern und unterbanden den Rekurs nach Udine. Erst mit der Ernennung eines apostolischen Vikars für die kaiserlichen Gebiete in der Diözese Aquileia Ende November 1749, und als das Patriarchat im Juli 1751 aufgehoben und zwei Erzbistümer – Udine und Görz – als dessen Rechtsnachfolger geschaffen worden waren, hatte man die unerquickliche Situation in der kirchlichen Verwaltung südlich der Drau beendet.

Somit war noch beim Amtsantritt Maria Theresias die kirchliche Oberhoheit in Kärnten auf den Erzbischof von Salzburg, den Nuntius in Wien als Quasiordinarius für den österreichischen Sprengel des Patriarchates, auf die Bischöfe von Gurk und Lavant sowie für wenige Pfarren auf den Bischof von Laibach-Ljubljana und schließlich den Rektor des Grazer Jesuitenkollegs als Quasiordinarius für die im Millstätter Distrikt gelegenen Pfarren Millstatt, Radenthein, Kleinkirchheim, Lieseregg und Maria Wörth aufgesplittert. Daneben wirkten zunächst der Gurker und später der Lavanter Bischof als Generalvikar des Erzbischofs im Salzburger Sprengel, dem wiederum die in unterer Ebene agierenden Archidiakone zu Gmünd, Friesach und Völkermarkt-Tainach nachgeordnet waren. Im Gebiet südlich der Drau wurde das Amt des Archidiakons von den Äbten der Stifte Arnoldstein (unteres Gailtal), Ossiach (oberes Rosental), Viktring (unteres Rosental), dem Rektor des Klagenfurter Jesuitenkollegs (Jauntal) und dem Villacher Stadtpfarrer (südliches Drautal) bekleidet.

Das 1752 neu geschaffene Erzbistum Görz hatte in der Besetzung mit Karl Michael Graf von Attems (1752-1774) einen Oberhirten erhalten, der an dem ihm gestellten Aufgabenbereich wuchs und seinem Amt mit Gewissenhaftigkeit gerecht wurde. Das Hirtenamt dieses Erzbischofs ist durch seine zahlreichen

Visitationen ausgezeichnet, deren Protokolle seinen pastoralen Eifer dokumentieren.¹⁵

Millstatt

Im Oberkärntner Bereich des Millstätter Distriktes waren die Verhältnisse ungleich einfacher: Hier war mit dem Salzburger Erzbischof ein Vergleich geschlossen worden, der die Rahmenbedingungen für mehr als 110 Jahre festlegte. Nachgeordnete Instanz war der Salzburger Archidiakon in Gmünd, in dessen Amtssprengel die Millstätter Jesuitenpfarren lagen, die als exempt von Salzburg angesehen wurden.

Rektoren und Leitung

Millstatt

Der Rektor der Grazer Universität war befugt, litteras testimoniales und Empfehlungsschreiben für jene Weihekandidaten auszustellen, die aus seinem Millstätter Territorium stammten und die Weihen vom Salzburger Erzbischof oder von dessen Generalvikaren empfangen wollten. Darüber hinaus sollten auch jene Millstätter Pfarrangehörigen, die von einem anderen Ordinarius zu weihen waren, Entlassungsschreiben vom Grazer Jesuitenrektor erhalten. Der Erzbischof bildete für Dispensationen von jenen Fällen, die nicht dem gewöhnlichen Recht des Ordinarius zustanden, sowie in Ehegerichtsfällen weiterhin die Instanz nach dem Grazer Rektor. Auch bei jenen Zensuren und casus reservati, die den Rekurs an den Hl. Stuhl erforderten, war weiterhin an den Erzbischof zu rekurrieren. Hinsichtlich der liturgischen Verrichtungen waren die Millstätter Pfarrer und Vikare weiterhin an die Salzburger Gepflogenheiten gebunden. Dem Rektor des Grazer Kollegs und seinen Nachfolgern wurden jene Jurisdiktionsbefugnisse für den Bereich des Millstätter Distrikts übertragen, wie sie auch den Äbten als quasi Bischöfe in ihren Jurisdiktionsbezirken zustanden, also die Einberufung der Synoden, die Wahl von Examinatoren, die Bestellung von Beichtvätern, die Approbation von Seelsorgern und Kirchenrektoren sowie die Befugnis, diese zu visitieren, zu korrigieren sowie sie einzusetzen und wiederum abzuziehen.¹⁶

Die Rektoren des Grazer Kollegs¹⁷

¹⁵ Peter G. Tropper, Die Berichte der Pastoralvisitationen des Görzer Erzbischofs Karl Michael von Attems in Kärnten von 1751 bis 1762. Wien 1993 (= Fontes rerum Austriacarum 2. Abt. bd. 87).

¹⁶ Riener und Schnizer, Verlag.

¹⁷ Nach der Aufstellung bei Franz von Krones, Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz. Festgabe zur Feier ihres dreihundertjährigen Bestandes. Graz 1886, S. 577f.

1586	P. Georg Oenbruggen a Duras
1587	P. Paul Neukirch
1590	P. Emerich Forsler
1593	P. Johann Reinel
1596	P. Barthol. Viller
1597	P. Richard Haller
1599	P. Paul Neukirch
1601	P. Gisbert Schevichau
1606	P. Florian Avancini
1613	P. Wilhelm Lamormain
1622	P. Joh. Raphael Kobentzl
1627	P. Marcell Pollart
1629	P. Peter Ximenez
1630	P. Vitale Pellizeroli
1634	P. Johannes Rumer
1637	P. Math. Bastianschitz, “Vice-Rector”
1638	P. Michael Sumereker
1640	P. Zacharias Trinkel
1644	P. Hermann Horst
1647	P. Franz Pizzoni
1651	P. Michael Sicuten
1653	P. Johannes Berthold
1657	P. Johannes Ferdinand Hafenegger
1660	P. Michael Sicuten
1663	P. Bernhard Geyer
1666	P. Johannes Berthold
1669	P. Michael Sicuten

1672	P. Nicolaus Avancini
1676	P. Michael Sicuten
1680	P. Cornel Gentilotti
1682	P. Mich. Sicuten, “Vice-Rector”
1683	P. Balthasar Miller
1685	P. Peter Mercas
1689	P. Franz Voglmayr
1692	P. Ladislaus Sennyey
1696	P. Franz Siser
1700	P. Johannes Despotovich
1706	P. Franz Rescalli
1707	P. Josef Schalletari
1711	P. Franz Rescalli
1715	P. Jakob Wenner
1717	P. Franz Hochenburger
1719	P. Andreas Horváth
1722	P. Jakob Wenner
1725	P. Franz Staindl
1728	P. Franz Molindes
1731	P. Maximilian Galler
1735	P. Sigismund Liechtenberg
1737	P. Anton Vanossi
1740	P. Wilibald Krieger
1743	P. Ulrich Bombardi
1747	P. Matthias Pock
1750	P. Wilibald Krieger
1754	P. Wolfgang Valvasor

1756	P. Franz X. Pejacsevich
1758	P. Augustin Hingerle
1761	P. Josef Carl

Eine Liste der Superioren von Millstatt existiert bislang noch nicht.

Eberndorf

Mit der Übernahme der Güter wurde den Jesuiten 1604 auch die Oberaufsicht über die Seelsorge übertragen. Der Rektor des Klagenfurter Kollegs erhielt den Titel eines Archidiakons für das Jauntal und hatte dieselben Rechte wie ehemals der Propst des aufgehobenen Eberndorfer Chorherrenstiftes. Gleich dem Grazer Rektor hatte er in seinem Sprengel, dem Jauntal, die Pfarren zu visitieren; die Berichte über diese Visitationen sind erhalten.¹⁸ Die zweite Aufgabe des Rektors bestand darin, die Geistlichen des Eberndorfer Distriktes zu den Synodalkonferenzen nach Eberndorf einzuberufen. Auch die dabei gefassten Synodalstatuten sind in beachtlicher Anzahl noch vorhanden.

Der Eberndorfer Archidiakon war auch befugt, einen Generalvikar zu bestellen. Zumeist war dies der Pfarrer von Gutenstein-Prävali. Dieser Generalvikar begleitete den Archidiakon bei den Visitationen der Pfarren seines Distriktes. Rechte und Pflichten wurden dem Generalvikar bei dessen Ernennung mitgeteilt.¹⁹ Er sollte „bei der Erhebung der Moral unter dem Klerus und Volk behilflich sein, Streitigkeiten unter dem Klerus beheben, Beschwerden des Volkes gegen die Priester schlichten, jedoch größere Klagen bei Wirtschaftsangelegenheiten dem Rektor überlassen. Vikare, Kapläne zur Seelsorge prüfen, installieren, von den Reservatfeldern lossprechen und dergleichen.“²⁰

Im Unterschied zu Millstatt scheint der Klagenfurter Rektor keine Ambitionen auf das Quasiordinariat, eine gleichsam bischöfliche Stellung gehabt zu haben, die er – das bleibt festzuhalten – sehr wohl ausgeübt hat. Wenngleich kein Schriftstück wie die „Concordia“ Millstatts von 1659 bisher bekannt ist, hatte er die gleichen Rechte wie der Rektor des Grazer Kollegs: Er setzte die Vikare ein und berief sie ab, er visitierte seine Pfarren und berief den Klerus zur Archidiakonalsynode. Anders als jedoch im Millstätter Distrikt, der inmitten des

¹⁸ ADG, PA Eberndorf Kart. 12: Visitationen 1610, 1623, 1631, 1637/38, 1645, 1646, 1651, 1653, 1654, 1655, 1657, 1660, 1663, 1667, 1670, 1673, 1677, 1678, 1680, 1683, 1685, 1688, 1696, 1699, 1702, 1705, 1708, 1723, 1745 und 1762.

¹⁹ Vgl. dazu die Bestellungsurkunde für Generalvikar Rohrmeister in ADG, PA Eberndorf Kart. 1. Auch für Millstatt ist die Existenz eines Generalvikars belegt: ADG, Urk. 1142.

²⁰ Singer, Kultur- und Kirchengeschichte, S. 84.

Salzburger Diözesansprengels lag und nicht von Salzburg aus visitiert werden konnte, visitierte Erzbischof Attems nach seiner Amtsübernahme in Görz auch die Pfarren des Jauntales, für die der Klagenfurter Rektor als Archidiakon zuständig war.

Die Rektoren des Klagenfurter Kollegs²¹

1602	P. Coronio
1603	P. Himenio
1604	P. Unirano
1605	P. Nikolaus Coronus
1614	P. Joannes Rotarius
1618	P. Balthasar Tautscher
1620	P. Lukas Vinteni
1621	P. Joannes Rafael Kobenzel
1634	P. Martin Klingenberger
1639	P. Laurentius Kogler
1640	P. Vital Pelliceroli
1641	P. Franziskus Ständl
1645	P. Georg Ostanik
1646	P. Thomas Mayerle
1647	P. Karolus Sinich
1650	P. Franziskus Jörgerer
1650-1657	P. Andreas Guethold
1661	P. Joannes Frey
1667	P. Karolus Sinich
1667	P. Kornelius Gentilotti
1674	P. Hieronymus Milser
1679	P. Casparus Fieger

²¹ Nach der Aufstellung bei Singer, Kultur- und Kirchengeschichte, S. 88f.

1681	P. Matthäus Janschitz
1682	P. Joannes Grösing
1683-1687	P. Franziskus Sicerus
1688	P. Adamus Dilher
1693	P. Ferdinand Elwanger
1697	P. Franziskus Coballius
1700	P. Felix Coronini
1702	P. Kaspar Globotschnig
1706	P. Michael Hofmann
1709	P. Franziskus Coballius
1712	P. Franz Händler
1716	P. Josephus Zanchi
1719	P. Georg Wismiller
1722	P. Siegmund Allmayer
1725	P. Joachim Steindl
1728	P. Josef Reichmann
1733	P. Matthias Janschitz
1736	P. Sebastian Mitteldorfer
1740	P. Franz Steindl
1744	P. Dr. Petrus Schetz
1747	P. Wolfgang Valvasor
1750	P. Joannes Wenger
1751	P. Anton Hallerstein
1753	P. Ludovikus Pastaluzzi
1759	P. Dr. Leopold Gundl
1762	P. Dr. Leopold Grueber
1764	P. Christoph Mayer

1767	P. Dr. Karl Dillherr
1770	P. Dr. Anton Jocky
1773	P. Dr. Hieronymus Baron von Rechbach

Die Superioren in Eberndorf²²

1603-1606	P. Laurentius Brugkherus
1610	P. Nikolaus Sagiatorius
1611-1619	P. Christophorus Cvalforit
1620	P. Vitalis Pelliceolis
1621	P. Matthias Glaser
1635	P. Paulus Casparschitsch
1639	P. Georgius Ostanig
1639-1643	P. Laurentius Marcovitsch
1658	P. Andreas Benko
1667	P. Andreas Sipez
1672	P. Kornelius Gentilotti
1676	P. Andreas Kiper
1682	P. Gresing
1693	P. Joachim Höller
1697	P. Engelbert Schweiger
1703	P. Joannes Bapt. Gietler
1712	P. Karolus Haas
1719	P. Adamus Kuniz
1722	P. Joannes Bapt. Gietler
1728	P. Josephus Gastinger
1733	P. Joannes Bapt. Wenger

²² Nach der Aufstellung bei Singer, Kultur- und Kirchengeschichte, S. 89f.

1736	P. Franziskus Achtonit
1740	P. Joannes Wenger

Klerus und pastorale Mitarbeiter

Millstatt

Auf Grund der Ordensstatuten der Gesellschaft Jesu war es nicht möglich, Jesuiten als Pfarrer einzusetzen. Deshalb war es für die Rektoren wichtig, die quasi episkopale Stellung zu erhalten. Die Pfarren in den beiden Jesuitendistrikten Millstatt und Eberndorf mussten deswegen mit Weltpriestern besetzt werden. Beide Rektoren, sowohl jener in Graz als auch der in Klagenfurt, beanspruchten das Recht der Präsentation und auch der Konfirmation dieser Vikare für sich.

Die neu eingesetzten Vikare hatten einen Revers zu unterschreiben, „in dem sie dem Rektor Gehorsam, gute Führung der Pfarre sowie die Obsorge über das Pfarrvermögen versprechen mussten. Dafür genossen sie neben den aus seelsorglichen oder sakramentalen Handlungen zu gewinnenden Stolgebühren auch ein gesichertes jährliches Einkommen, von Pfarre zu Pfarre verschieden zwischen 200 bis 400 Gulden.“²³ Auffällig ist, dass die Einsetzungsurkunden im Millstätter Distrikt stets in deutscher Sprache abgefasst sind, jene im Eberndorfer Distrikt aber in Latein. Dies gilt auch für die Visitationserledigungen, Dekrete, in denen die Anweisungen zur Verbesserung von Kirche und Personal gegeben wurden.²⁴

Offenbar legten die Jesuiten bei der Auswahl ihrer Vikare großen Wert auf eine gute akademische Ausbildung. Dies bezeugen nicht zuletzt die Listen der Vikare in den einzelnen Pfarren des Millstätter und des Eberndorfer Distriktes. Auch Versetzungen innerhalb der Pfarren in den beiden Distrikten waren nicht ungewöhnlich.²⁵

Die Seelsorgepraxis in den beiden Distrikten unterschied sich kaum von jener in den erzbischöflich-Salzburger Pfarren nördlich der Drau bzw. von den Pfarren des Patriarchates Aquileia und dessen Nachfolger der Erzdiözese Görz in den Pfarren südlich der Drau.

Im salzburgischen Bereich fanden Synoden unter dem Vorsitz des jeweiligen Erzpriesters statt; sie sind eher als Klerusversammlungen, Priesterberatungen,

²³ Ruhri, Millstätter Distrikt, S. 35.

²⁴ Vgl. KLA, Stift Millstatt Fasz. 13, Lieseregg Nr. 11.

²⁵ Ruhri, Millstätter Distrikt, S. 36.

anzusehen, kaum als Synoden im eigentlichen Sinn. Verfahrensweise und Ablauf solcher Priesterkapitel sind den heutzutage üblichen Schulungsmaßnahmen und Kursen für Führungskräfte größerer Unternehmen durchaus vergleichbar.

Diesen Kleruskapiteln kam keineswegs bloß kontrollierende und beratende Funktion in der geistlichen Verwaltung zu, sie hatten auch eminente Bedeutung für die Seelsorge bei den Geistlichen selbst, für die Priesterseelsorge, ein bis heute stark unterschätztes und gerne übersehenes Phänomen. Am Vortag der Versammlung hatten alle Geistlichen die sakramentale Beichte abzulegen. Nach dem eröffnenden Gottesdienst am nächsten Tag wurde der Versammlung vom Archidiakon oder einem hierzu bestellten Priester eine Predigt oder kurze Ansprache über Amt und Tugenden des Geistlichen, über die Sorge und den Eifer für die Seelen oder über ein anderes passendes Thema zum Tag gehalten. Darauf folgte die Verlesung der Diözesangesetze und Synodalstatuten, anschließend eine Erforschung über die Einhaltung der Visitationsdekrete durch die einzelnen Pfarrer, über die Administration der Sakramente und den Lebenswandel der Priester.

Etwa einen Monat vor der geplanten Zusammenkunft legte der Archidiakon seinen Geistlichen zwei oder drei Fälle zur Gewissensentscheidung vor, die dann auf diesen Kapiteln zu besprechen und zu entscheiden waren. Den Kapiteln selbst kam keine Entscheidungsgewalt zu, sie hatten nur zu untersuchen, zu berichten und auszuführen, was an Statuten erlassen worden war. Gelegentlich hatten sie auch zu bestrafen. Diesem Zweck diente ein Kerker; die Kerkerstrafe war aber nur in folgenden Fällen vom Archidiakon über einen Geistlichen zu verhängen: Bei öffentlicher Trunkenheit, Unzucht, Blasphemie oder anderen öffentlichen Übertretungen der Gesetze, bei übler Amtsführung, in Fällen von Zank, Streit, Kampf oder Schulden, endlich auch auf Weisung des Generalvikars.

Gelegentlich waren die Geistlichen auch angewiesen, bei diesen Versammlungen schriftliche Berichte über die religiöse Situation in ihren Seelsorgestationen vorzulegen, sog. Pfarr- oder Synodalrelationen. Solche Berichte, erwachsen aus der Sorge um die ordnungsgemäße Administration der Sakramente, geben Aufschluss über die Statistik der Bevölkerungsbewegung, hinsichtlich der Zahl der Taufen, Trauungen, Sterbefälle, der Zahl der Versehenen, Zahl der Konkubinarier usw. Am Ende der Beratungen wurden Synodalstatuten verfasst, die die Teilnehmer unterzeichneten und somit als Partikularrecht, als kirchliche Gesetze eines Kirchensprengels, anerkannten.

Eberndorf

Von Interesse sind die Statuten der Archidiakonalsynoden, in denen sich allmählich die Verschiebung der Funktionen des Pfarrers vom Seelsorger hin zum staatskirchlichen Beamten abzeichnet. Die Geistlichkeit wurde auch angewiesen, die Häretiker schriftlich namhaft zu machen, genaue Kommunikantenlisten und Seelenstandsbücher zu führen. Durch solche Verpflichtungen, die der Kontrolle der Bevölkerung dienten und deren sich der weltliche Arm in nicht zu unterschätzender Art und Weise zu bedienen wusste, wurden die Pfarrer in zunehmendem Maße in Agenden der staatlichen Administration eingebunden, ein Prozess, der seinen Höhepunkt eineinhalb Jahrhunderte später im theresianisch-josephinischen Staatskirchentum finden sollte.

Für den Bereich des Eberndorfer Distriktes liegen zahlreiche Synodalstatuten im Archiv der Pfarre Eberndorf vor,²⁶ während sich in den Beständen des Millstätter Archives, das im Kärntner Landesarchiv verwahrt wird, nur ein Statutenexemplar aus dem Jahr 1635 erhalten hat.²⁷

Die Pfarren

Millstatt

Festgehalten wurde 1659, dass die Millstatt inkorporierten Kirchen in, aber nicht „*de et sub dioecesi Salisburgensi situatae*“ seien. Es handelte sich dabei um folgende Gotteshäuser: 1. die Pfarrkirche St. Salvator zu Millstatt mit den Filialkirchen in der Residenz, in Obermillstatt, Starfach, Insberg, Lengholz, Obergottesfeld, Penk, Platz und Oberbuch, 2. die Pfarrkirche in Lieseregg mit den Filialen in Fratres, Lieserhofen, Altersberg, Treffling, Tangern, Seeboden, Kötzing und Zelsach, 3. die Pfarrkirche in Radenthein mit der Filiale in Kaning, 4. die Pfarrkirche in Kleinkirchheim mit der Katharinenkapelle und der Filiale St. Oswald, 5. die Pfarrkirche in Maria Wörth mit den Kapellen St. Katharina, Pörschach, St. Veit und Oswald bei Pörschach, Krumpendorf, Faning, Schiefeling am See und Albersdorf, 6. die Pfarrkirche St. Lorenzen im Mürztal mit acht Filialen, 7. die Pfarrkirche in Pürgg mit drei Filialen.

Diese Regelung blieb bis zur Aufhebung des Jesuitenordens in Kraft und „diente den österreichischen Behörden sogar nach dem Untergang des Jesuitenordens

²⁶ ADG, PA Millstatt, Kart. 12.

²⁷ KLA, Stift Millstatt, Sch. 7, Nr. 7.1, fol. 39 (AT-KLA 289-C-7.1 fol. 39 Ak) „Allgemeine Vorschriften für die zu Millstatt gehörigen Kirchen“.

durch die päpstliche Aufhebung 1773 als Vorwand, den Weiterbestand der Exemption von Millstatt aus der Erzdiözese zu behaupten.”²⁸

Die Millstätter Pfarren in Kärnten:²⁹

	Seelen	Höhe in m
Millstatt	1900	580
Lieseregg	1920	646
Radenthein	1004	736
Kleinkirchheim	823	1073
Maria Wörth	1590	458
Rechberg	500	700
St. Stefan unter Feuersberg	300	514
Gesamtbevölkerung	8037	

Eberndorf

Auch für den Bereich des Archidiakonats Jauntal, das dem Klagenfurter Rektor anvertraut war, lässt sich eine ähnliche Entwicklung beobachten. Zum Archidiakonat Jauntal gehörten die Pfarren Globasnitz, Sittersdorf, St. Veit im Jauntal, Gallizien, Stein im Jauntal, St. Kanzian, St. Oswald in Seeland, Gutenstein, Maria am See, Eisenkappel, Ebriach, Schwabegg, Leifling und Eberndorf.

Die Eberndorfer Pfarren in Kärnten:³⁰

	Seelen	Höhe in m
Eberndorf	1398	496
Ebriach	466	393

²⁸ Riener und Schnizer, Vertrag, S. 552.

²⁹ Daten nach ADG, PA Gmünd Kart. 85.

³⁰ Daten nach ADG, Konsistorialarchiv Kart. 49.

Eisenkappel	2050	558
Gallizien	475	438
Globasnitz	628	534
Gutenstein	3000	398
Leifling	1970	453
Schwabegg	1164	462
Seeland	565	898
Sittersdorf	1250	503
St. Filippen bei Sonnegg	1250	566
St. Kanzian	1074	446
St. Veit im Jauntal	950	547
Stein im Jauntal	450	472
Gesamtbevölkerung	16990	

Caritas und soziale Dienste

Millstatt

Für Millstatt wird in den Aufhebungsakten ein Spital für 12 Pfründner erwähnt. Ein Spitalhaus nahe dem Hof der Stiftsmeierei ist bezeugt. Die Klagenfurter Jesuiten errichteten das Bürgerspital in Klagenfurt, das 1616 eröffnet wurde.

Einen großen Anteil an den sozialen Diensten der Kirche nahmen die Bruderschaften wahr. Dies waren vereinsmäßig organisierte Zusammenschlüsse von Laien unter geistlicher Leitung, denen nach dem Kirchenrecht der Status einer juristischen Person zukam. Sie erwiesen sich nicht nur als Instrumente zur Festigung des Glaubens, sondern auch der Wohlfahrtspflege und der Sorge für die Verstorbenen. Für die bei den Millstätter Kirchen bestehenden Bruderschaften wurden gemeinsame Statuten unter Rektor P. Zacharias Trinkel verfasst, die fünf Punkte enthalten.³¹

³¹ KLA, Stift Millstatt, Sch. 7, Nr. 7.1, fol. 1 (AT-KLA 289-C-7.1 fol. 1 Ak).

In Lieseregg finden wir eine der allerheiligsten Dreifaltigkeit geweihte Bruderschaft³², in Millstatt eine Todesangst Christi und eine Bruderschaft unter dem Titel Maria Himmelfahrt. In Maria Wörth war eine Rosenkranzbruderschaft gegründet worden.³³

*Eberndorf*³⁴

Im Eberndorfer Bereich existierte in St. Kanzian im Jauntal eine Bruderschaft von der Agonie Christi, in Leifling eine Bruderschaft unter dem Titel Maria Verkündigung, in Eberndorf eine dem heiligen Josef geweihte, in Gutenstein eine Todesangst Christi Bruderschaft und eine, die dem Namen Jesu, Maria und Josef geweiht war.³⁵ In der Regel bestanden die Verpflichtungen der Mitglieder, Brüder und Schwestern, darin, bei den Feierlichkeiten zu erscheinen, durch den Empfang der Sakramente die verliehenen Ablass zu erwerben und sich durch gute Werke auf ein seliges Ende vorzubereiten. Für alle Mitglieder sollte um eine glückliche Sterbestunde gebetet werden; ein ordentliches Begräbnis war den Mitgliedern in der Regel garantiert.

Schule und Erziehung

Millstatt

Für den Millstätter Distrikt kann hier nur auf das Wirken der Jesuiten am Gymnasium und an der Universität Graz hingewiesen werden.³⁶ In Millstatt selbst befand sich – soweit die Quellen darüber Auskunft geben – keine Schule.

Eberndorf

In Klagenfurt wurden den Jesuiten alle damaligen Schulen anvertraut. Außer der Normalschule führten sie ein Gymnasium ein, das bis 1615 vollständig ausgebaut wurde. Darüber hinaus wurde jeweils ein philosophischer und theologischer Studienjahrgang eingeführt. Auch ein Studentenseminar wurde errichtet in einem Gebäude gegenüber der Westfassade der den Jesuiten übertragenen ehemaligen protestantischen Dreifaltigkeitskirche, dem heutigen

³² Vgl. dazu „Kurzer Bericht von der Bruderschaft Der Allerhilgsten Dreyfaltigkeit, Welche in der Pfarr-Kirchen Bey Unser Lieben Frauen zu Liseregg in Ober-Cärnthen den 8. Juny 1732 als am Dreyfaltigkeit-Sonntag erstlich eingeführet und aufgerichtet ... Clagenfurt 1764“, ADG, Bruderschaften und Vereine Kart. 1.

³³ ADG, Bruderschaften und Vereine Kart. 1. Christine Tropper, Die Rosenkranzbruderschaften in Kärnten in der Frühen Neuzeit, in: Elisabeth Lobenwein-Martin Scheutz-Alfred Stefan Weiß (Hgg.), Bruderschaften als multifunktionale Dienstleister in der Frühen Neuzeit in Zentraleuropa. Wien 2018 (= Veröff. Des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 70), S. 209-238

³⁴ Vgl. dazu auch Werner Drobisch, Die Caritas als Handlungsprinzip im seelsorglichen Wirken der Klagenfurter Jesuiten, in: Franz Nikolasch (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2015, S. 34-49.

³⁵ Die Angaben nach den Visitationsprotokollen des Görzer Erzbischofs Attems bei Tropper, Berichte.

³⁶ Vgl. dazu noch immer Krones, Geschichte.

Dom zu Klagenfurt. Bis in die Gegenwart erinnert ein Gedenkstein aus dem Jahr 1668 an diesem Haus an das Seminar des heiligen Ignatius, des Gründers der Gesellschaft Jesu.

Im Rahmen der katholischen Erneuerung veranstalteten die Jesuiten in Klagenfurt auch Volksschauspiele, wie Passionsspiele, Lustspiele, Tragödien, um das Volk für den Katholizismus zu gewinnen.³⁷

In Eberndorf wurde das Stiftsgebäude während der ersten 50 Jahre von den Jesuiten als Noviziat für den Ordensnachwuchs benutzt. Auch Priesterexerzitien fanden hier statt, an denen jährlich in der ersten Woche der Fastenzeit bis zu 50 Geistliche aus Unterkärnten teilnahmen. Im Rahmen dieser Exerzitien bildete sich im Jahr 1641 auch eine Priesterbruderschaft mit eigenem Statut. So „musste jedes Mitglied an den alljährlichen viertägigen Exerzitien in Klagenfurt oder in Eberndorf teilnehmen, alle Tage die heilige Betrachtung mit Gewissenserforschung, allmonatlich die Recollectio mit Beicht verrichten und alle Jahre drei heilige Messen für die verstorbenen Mitbrüder lesen.“³⁸ Die Statuten dieser „Confraternitas“ wurden 1661 vom Papst bestätigt. Zwischen 1650 und 1775 waren diesem Verein 462 Priester beigetreten.

Aus dem Stiftungskapital des Valentin Cadelli, seit 1712 Pfarrer in Gutenstein und dann Generalvikar, errichtete man 1741 ein Benefizium, dessen Inhaber fünf bis sieben Knaben unterrichten sollte, um sie für das Gymnasium in Klagenfurt, im Speziellen auf den Priesterberuf, vorzubereiten.³⁹

Aufhebung

Der Gesellschaft Jesu erwuchs im Lauf des 18. Jahrhunderts eine starke Gegnerschaft: Sie war zahlreichen Staatslenkern zum Hindernis und zur Bedrohung geworden. Zudem konnte man die Mitglieder des internationalen, direkt dem Papst unterstellten Ordens nicht einfach in den politischen Grenzen eines staatlichen Territoriums konfinieren. Die gewaltsame Auflösung vollzog sich in mehreren Etappen. 1759 wurden die Jesuiten aus Portugal ausgewiesen, 1764 in Frankreich verboten und 1767 aus Spanien ausgewiesen. Papst Clemens XIV. hob den Jesuitenorden mit 21. Juli 1773 auf. Nach der Aufhebung des Ordens wurde sein Vermögen vom Staat als Studienfonds angelegt und diente in der Folge der Finanzierung des Unterrichtswesens in Österreich.

³⁷ Kurt Wolfgang Drozd, Schul- und Ordenstheater am Collegium S. J. Klagenfurt (1604-1773). Klagenfurt 1965 (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten X).

³⁸ Singer, Kultur- und Kirchengeschichte, S. 81.

³⁹ Singer, Kultur- und Kirchengeschichte, S. 91f. und 345.

Die Akten des Kärntner Landesarchives über die Aufhebung des Jesuitenordens in Kärnten enthalten Inventare und bringen die geschätzten Werte der einzelnen Güter abzüglich der Passiven.⁴⁰

Millstatt	465.139 fl.
Kolleg Klagenfurt	112.692 fl.
Herrschaft Eberndorf	237.005 fl.
Gut Leonstein und andere Güter	54.044 fl.
Gut Zigguln	13.391 fl.
Summe	882.271 fl.

1774 wurden die Ausgaben in Eberndorf für Personal und Kirchenbedarf geschätzt mit 16.835 fl., die Ausgaben für Millstatt aber nur mit 3.993 fl.⁴¹

Vergleich der Jesuitendistrikte	Millstatt	Eberndorf
Konfessionelle Verhältnisse	Hoher Protestantenanteil, 4 Missionsstationen	Rein katholisch, 0 Missionsstationen
Kirchenpolitische Rahmenbedingungen	Eingebettet in die Erzdiözese Salzburg, kommt 1775 an die Diözese Gurk	Im Bereich des Patriarchates Aquileia, kommt 1751 an die Erzdiözese Görz
Neuumschreibung	Concordia 1659 mit Salzburg, Transactio 1755 mit Görz	Keine
Leitung	Rektor des Grazer Jesuitenkollegs als „Quasi-Bischof“	Rektor des Klagenfurter Jesuitenkollegs als Erzpriester mit den Rechten eines infulierten Propstes
Generalvikar	oft Kommendator von Rechberg	meist Pfarrer von Gutenstein/Prävali

⁴⁰ KLA, Aufhebung des Jesuitenordens (AT-KLA 192), Kart. 1. Rudolf K. Höfer, Vom Ende des Millstätter Distrikts zur Eingliederung der Pfarren in die Diözesen Leoben, Seckau und Gurk, in: Franz Nikolasch (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2011, S. 42-61.

⁴¹ KLA, Aufhebung des Jesuitenordens (AT-KLA 192), Kart. 1.

Liturgischer Kalender	Salzburg	Aquileia, später Görz
Pfarren in Kärnten	7	15
Bevölkerung	8.050 Seelen	17.000 Seelen
Sprache	deutsch	Slowenisch
Visitation	unterschiedliches Formular	unterschiedliches Formular
Caritas	Spital für 12 Pfründner in Millstatt	Spital in Eberndorf, Erbauung des Bürgerspitals in Klagenfurt
Schule	Gymnasium und Universität in Graz, Schule in Millstatt fraglich	Gymnasium und Theologenausbildung in Klagenfurt, Benefiziatenschule aus Cadelli-Stiftung in Eberndorf, Rohrmeister- Stiftungen

Die barocken Dreifaltigkeitssäulen in Kärnten und ihre Botschaft

Habsburgische Staatsmystik ? - Triumph der Gegenreformation? - Kommunale
Inszenierung?

Johann Tomaschek

Einleitende Bemerkungen

Mein grundsätzliches Interesse an dem Thema, das im vorliegenden Beitrag zur Sprache kommt, reicht ziemlich weit zurück und verband sich zunächst mit der eindrucksvollen Dreifaltigkeitssäule von 1727, die auf einem prominenten Platz im Stadtzentrum von Zwettl im niederösterreichischen Waldviertel steht¹. Später wurde dieses Interesse auf heimatkundlichen Streifzügen dadurch genährt, dass in der genannten Region, dem „Viertel ob dem Manhartsberg“, nicht weniger als dreißig solche barocke Monumente zu finden sind². Der langjährige Aufenthalt in der Steiermark brachte mir sodann die etwas überraschende Erkenntnis, dass es in diesem großen Bundesland insgesamt nur sechs Dreifaltigkeitssäulen aus dem 17. und 18. Jahrhundert gibt. Wirklich beflügelt wurde mein Interesse aber durch einige in jüngerer Zeit erschienene Publikationen renommierter Wiener Historiker, die eben jene Thesen vertreten, die mit Fragezeichen im Untertitel genannt werden.

Die auf den ersten Blick durchaus reizvoll anmutenden Versuche, das Phänomen „barocke Dreifaltigkeitssäulen“ und damit auch deren authentische Botschaft auf neue Weise zu interpretieren und in bestimmte landesgeschichtliche Zusammenhänge zu stellen, werfen bei näherem Zusehen allerdings mehr Fragen auf als sie zu beantworten vermögen, was mich zu einer eingehenden Beschäftigung veranlasste. Im Zuge der damit verbundenen Recherchen nahm ich auch die sieben Kärntner Monumente genauer in den Blick und fand sie als Kriterien für eine Überprüfung der erwähnten Thesen besonders gut geeignet.

¹Zur Entstehungsgeschichte dieses Monuments siehe: Der Bau der Dreifaltigkeitssäule. In: FRIEDEL MOLL (Text) – WERNER FRÖHLICH (Bilder), Zwettler Stadtgeschichte(n). Alltagsleben in vergangener Zeit. Band II, Schwarzach 2002, S. 90-94.

²Diese Zahl lässt sich der vom Bundesdenkmalamt erstellten und laufend aktualisierten Liste denkmalgeschützter Objekte in Niederösterreich entnehmen; die Liste (Stand vom 23. 1. 2019) ist im Internet unter www.bda.gv.at/Denkmalliste/Niederösterreich abrufbar. - Ein älteres, unvollständiges Verzeichnis bietet: ALEXANDER GRÜNBERG, Pestsäulen in Österreich, Wien 1960, S. 19f. - Nähere Angaben zu den einzelnen Säulen sind in den Artikeln zu den jeweiligen Orten im Absatz „Kleindenkmäler“ zu finden in: Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs, Niederösterreich nördlich der Donau, Wien 1990.

Wer Österreichs südlichstes Bundesland und vor allem seine Städte genauer kennt, weiß zweifellos darüber Bescheid, wo die sieben Kärntner Dreifaltigkeitssäulen zu finden sind, doch sollen hier die Standorte kurz in Erinnerung gerufen werden: In geographischer Folge, annähernd von Nordwesten nach Südosten voranschreitend, sind es die zentralen Plätze der Städte Gmünd, Villach, Feldkirchen, Klagenfurt, Althofen, St. Veit und Völkermarkt³. Die zumeist an Chronogrammen ablesbare Entstehungszeit umfasst einen Zeitraum von acht Jahrzehnten: Die älteste, ab 1681 auf der Grundlage eines im Jahr davor abgelegten Gelübdes errichtet, steht in Klagenfurt, die jüngste, eine private Stiftung von 1760, befindet sich in Feldkirchen. Auf die teils ähnlichen, teils unterschiedlich gelagerten Gründe für ihre Errichtung werde ich an anderer Stelle zu sprechen kommen. Dazu ist noch anzumerken, dass sich mein Beitrag ausschließlich mit den Dreifaltigkeitssäulen befasst und daher auf andere barocke Monumente im öffentlichen Raum, etwa Marien-, Floriani- oder Johann-Nepomuk-Säulen, nicht eingeht. Schließlich darf ich darauf hinweisen, dass ich hier weder kunsthistorische Erörterungen noch ikonographische Analysen vorlegen werde; ich habe daher für den Text keine Illustrationen vorgesehen, doch werden in einem Bild-Anhang die sieben in Kärnten vorhandenen barocken Dreifaltigkeitssäulen in jeweils einer Abbildung vorgestellt.

1. Dreifaltigkeitssäulen – Ausdruck „Habsburgischer Staatsmystik“?

Die erste der drei Thesen, die es nun kritisch zu untersuchen gilt, geht von der offenkundigen Tatsache aus, dass die barocken Dreifaltigkeitssäulen, mit einigen Ausnahmen in Bayern und Württemberg, durchwegs in den Ländern des ehemals habsburgischen Imperiums zu finden sind. Dieser Befund wird in einer der eingangs angesprochenen Publikationen ausdrücklich mit einer „religiösen Staatsidee“ der Habsburger-Dynastie in Verbindung gebracht, zu deren wesentlichen Kennzeichen eine starke trinitarische Prägung gehört habe. Die Verehrung der göttlichen Dreifaltigkeit gilt in einer solchen Betrachtungsweise sogar als die „Summa des

³Hier gelten analog für Kärnten bezüglich der Denkmalliste (Stand vom 22. 1. 2019) und des Dehio-Handbuchs (3. verbesserte Auflage, Wien 2001) die in der vorigen Anm. genannten Angaben.

Systems“ dieser religiösen Staatsidee und wird somit vom Autor als „zentrales Element der habsburgischen Staatsmystik“ angesehen⁴. Im Kaiserhaus hätte man demnach eine besondere Vorliebe für die Trinitätsverehrung an den Tag gelegt, diese im ganzen Reich propagiert und somit die Errichtung von Dreifaltigkeitssäulen gefördert.

Dass es tatsächlich so etwas wie eine barocke „pietas Habsburgica“, also eine spezifisch habsburgische Frömmigkeit gab, steht außer Zweifel; als literarischer Beleg wird in der zitierten Publikation⁵ zu Recht die Abhandlung des Laibacher Domherrn Johann Ludwig Schönleben „Über die erste Herkunft des erhabensten Hauses Habsburg-Österreich“ angeführt. In dieser umfangreichen lateinischen Abhandlung⁶ aus dem Jahre 1680 widmet der geistliche Autor den „allerfrömmsten und gottesfürchtigsten, stets katholischen österreichischen Habsburgern“ einen eigenen Abschnitt⁷ und nennt dort jene drei Grundpfeiler, die aus seiner Sicht das Wesen der „pietas habsburgica“ ausmachen: 1. eine innige Eucharistie-Verehrung („Pietas in Eucharisticum epulum“); 2. die große marianische Frömmigkeit mit speziellem Bezug auf die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis („Cultus Immaculatae Conceptionis Deiparae“); 3. den Eifer für die Verbreitung der „wahren (katholischen) Religion“ in Verbindung mit beständiger Treue zum Papst („Propagatio verae Religionis et Sedis Apostolicae observatio constans“). Von einer in der Kaiser-Dynastie zu irgendeiner Zeit gepflegten Dreifaltigkeitsverehrung weiß Schönleben hingegen überhaupt nichts zu berichten; man kann ihn daher sehr wohl für die im Kaiserhaus gepflegte barocke Frömmigkeit, aber keinesfalls für eine trinitarisch geprägte „habsburgische Staatsmystik“ als Gewährsmann heranziehen.

Der Verfechter einer solchen These führt aber noch ein weiteres und aus seiner Sicht

⁴ THOMAS WINKELBAUER, Ständefreiheit und Fürstenmacht. Länder und Untertanen des Hauses Habsburg im konfessionellen Zeitalter (Österreichische Geschichte 1522–1699), Teil 2, Wien 2003, S. 188.

⁵ WINKELBAUER, Ständefreiheit (wie vorige Anm.), widmet diesem Phänomen ab S. 185 einen eigenen Abschnitt: Pietas Austriaca und Barockkatholizismus. Der Autor stützt sich dabei vor allem auf das folgende, hierfür grundlegende Werk: ANNA CORETH, Pietas Austriaca. Österreichische Frömmigkeit im Barock, 2. Auflage, München-Wien 1982 (die erste Auflage, Wien 1959, trug den Untertitel „Ursprung und Entwicklung barocker Frömmigkeit in Österreich“).

⁶ Dissertatio polemica de prima origine augustissimae Domus Habspurgo-Austriacae ..., Authore JOANNE LUDOVICO SCHÖNLEBEN, Labaci MDCLXXX.

⁷ SCHÖNLEBEN, Dissertatio (wie vorige Anm.), S. 124-126: § II. Habspurgo-Austriaci Piissimi, Religiosissimi, semper Catholici.

wohl unwiderlegbares Argument ins Treffen: die im Blick auf den beträchtlichen künstlerischen Aufwand und die komplexe Bildersprache einzigartige Dreifaltigkeitssäule, besser bekannt als „Pestsäule“, auf dem Graben in Wien⁸. Richtig ist, dass dieses Monument in jener Gestalt, in der es sich uns darbietet, von einem Habsburger-Kaiser, Leopold I., in Auftrag gegeben und finanziert wurde. Hierbei ist jedoch zu betonen: So wie diese Säule sich uns heute darbietet, ist sie ab 1687 entstanden und wurde erst 1693 vollendet⁹. Diese Dreifaltigkeitssäule ist nämlich nicht die erste, die auf dem Graben errichtet wurde, weil dort schon acht Jahre zuvor ein völlig anders gestaltetes, aus Holz gefertigtes, der Trinität gewidmetes Monument stand. Nach einer zwar unbestätigten, aber in der Literatur häufig zitierten Überlieferung hatte sie derselbe Monarch, auf Empfehlung des Bischofs von Wien, auf Grund eines Gelübdes errichten lassen.

Um diese Überlieferung zu prüfen, können wir den kaiserlichen Hofprediger Abraham a Santa Clara als unverdächtigen Zeitzeugen zu Rate ziehen. Der wortgewaltige Augustiner-Eremit hat im Juni 1680 bei dieser hölzernen Säule zwei Predigten gehalten, die im selben Jahr in Druck erschienen¹⁰. Beide Male kommt er ausführlich auf die im Jahr davor in und um Wien grassierende Pest sowie auf das Gelübde zur Aufstellung einer der Trinität geweihten „Ehrensäule“ und das hierauf folgende Abklingen der Seuche zu sprechen; jedes Mal sind es aber „die Wiener, wir Wiener“, die das Gelübde abgelegt und die Säule „aus gesambten Eifer“ aufgerichtet haben. Von Leopold I. ist in den beiden Predigten nirgendwo die Rede, was bei einem kaiserlichen Hofprediger doch auffällig ist. In seinem bekannten Buch „Mercks Wien“, in dem er besonders umfassend über das Pestjahr 1679 berichtet¹¹, kommt

⁸ WINKELBAUER, Ständefreiheit (wie Anm. 4), S. 188f. „Die Trinitätsverehrung der Habsburger“ habe in diesem Monument „ihren bis heute sichtbaren Ausdruck“ gefunden. Der Autor schreibt die Initiative zur Errichtung der Säule dem Kaiser zu, der seinerseits vom Wiener Fürstbischof dazu angeregt worden sei.

⁹ Zur komplizierten Entstehungsgeschichte der Wiener Pestsäule liegt ein umfangreiches, zum Teil auch von Winkelbauer herangezogenes Schrifttum vor. Eine kurz gefasste Zusammenstellung der wesentlichen Daten mit Hinweisen auf die beteiligten Künstler bietet: MANFRED WEHDORN [und andere], Wien. Ein Stadtführer durch das Weltkulturerbe der UNESCO, Wien und New York 2004, S. 33.

¹⁰ ABRAHAM A SANCTA CLARA, Oesterreichisches Deo Gratias. Das ist: Eine außföhrliche Beschreibung eines hochfeyerlichen Danck-Festes, Wien 1680. Auf das Gelübde und auf die Errichtung der hölzernen Säule wird auf S. 21 und 34 Bezug genommen. - Derselbe, Danck- und Denck-Zahl. Eine kleine Schlußpredigt in der Octav des Solennen Danck-Festes zu der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit ..., Wien 1680 sowie Salzburg 1684 und 1687. In der Erstausgabe ist eben diese Bezugnahme auf S. 7 und 11 zu finden.

¹¹ ABRAHAM A SANCTA CLARA, Mercks Wienn. Das ist: Deß wütenden Todts eine umständige Beschreibung ..., Wien

Abraham ebenfalls auf die Errichtung der hölzernen Säule zu sprechen, ohne in diesem Zusammenhang den Monarchen auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Somit legt sich die Vermutung nahe, dass dieser mit der Aufstellung der ersten Votivsäule gar nichts zu tun hatte.

Dass es sich tatsächlich so verhält, lässt sich mit einem Schriftstück belegen, das zwar schon längst in Druck veröffentlicht vorliegt, aber in der neueren Literatur keine Beachtung findet. Es handelt sich dabei um einen Brief des Wiener Stadtkommandanten Graf Rüdiger von Starhemberg vom 1. Oktober 1679 an Kaiser Leopold, der beim Ausbruch der Pest geflüchtet war und sich dann eine Zeitlang in Prag aufhielt. Der Graf, der sich auch vier Jahre später während der Türkenbelagerung große Verdienste um Wien erworben hat, erstattete dem Monarchen regelmäßig Bericht über die Vorgänge in der Haupt- und Residenzstadt; in dem erwähnten Schreiben¹² teilte er ihm Folgendes mit: Die Wiener Bürger hatten angesichts der wütenden Pest das Gelöbnis getan, eine Säule zu Ehren des Heiligen Geistes zu errichten¹³. Dagegen hatte sich jedoch der Bischof ausgesprochen: Man solle die drei göttlichen Personen nicht „separieren“, sondern eine Säule zu Ehren der gesamten Dreifaltigkeit errichten. Dies wurde daraufhin auch beschlossen, und eine für die Errichtung des Monumentes unter den Bürgern veranstaltete Sammlung hatte das nötige Geld offenbar schon zusammengebracht. Ein solcher Eingriff in den öffentlichen Raum bedurfte aber in Wien der Erlaubnis des Kaisers, und eben darum ersuchte Graf Starhemberg den Monarchen: Seine Majestät möge die Aufstellung der Dreifaltigkeitssäule allergnädigst genehmigen.

1680. Dort heißt es auf S. 186: „... wir allhier hier in Wienn ... [haben] mit öffentlicher Andacht und höchst auffferbaulichem Eyffer zu Ehren der Allerheiligsten Dreyfaltigkeit eine schöne Säuln auffgericht auf dem Graben“. Damit hätten „die andächtige[n] Wiener“ besser getan als der Apostel Petrus, der auf dem Berg der Verklärung für Jesus, Moses und Elias „drey Tabernackel wolte auffrichten.“

¹²Gedruckt in: ERICA TIETZE-CONRAT, Beiträge zur Geschichte der Grabensäule in Wien. In: Kunstgeschichtliches Jahrbuch der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der kunst- und historischen Denkmale, Beiblatt zum Band III (1909), Wien 1909, Sp. 157-162. Der Text des Briefes, der sich damals nach den Angaben der Autorin im Allgemeinen Archiv des k. k. Ministeriums des Inneren (Fasz. IV J 2) befand, ist auf Sp. 157 zu finden.

¹³Im Neuen Testament (Joh 16,7) wird die dritte göttliche Person als Tröster und Beistand („parakletos“) bezeichnet; sie gilt deshalb von jeher als der „Nothelfer“ schlechthin. In den Städten, so auch in Wien (und ebenso in Klagenfurt), hatten die Bürgerspitäler als Einrichtungen für Personen, die des Trosts und Beistands besonders bedürftig waren, häufig ein Heilig-Geist-Patrozinium. Siehe dazu: ARTUR DIRMEIER, Organisierte Barmherzigkeit. Armenpflege und Hospitalwesen in Mittelalter und früher Neuzeit, Regensburg 2010.

Dass sich Kaiser Leopold nicht lange bitten ließ, liegt auf der Hand: Durch seine Flucht aus Wien¹⁴ hatte er (wie dann später auch zur Zeit der Türkenbelagerung) bei den Bürgern viele Sympathien eingebüßt und daher allen Grund, im Hinblick auf die bevorstehende Rückkehr etwas für sein Ansehen in der Bevölkerung zu tun: Er gelobte nun seinerseits die Errichtung einer schöneren, aus Marmor gefertigten Dreifaltigkeitssäule und konnte somit auch das ursprüngliche Gelöbnis der Wiener Bürger für sich selbst reklamieren.

Wenn man diese Vorgeschichte der Wiener „Pestsäule“ kennt, wird man dem Kaiser gewiss kein außergewöhnliches Maß an trinitarischer Frömmigkeit attestieren, was übrigens auch für seine Nachfolger und darüber hinaus für die gesamte Dynastie gilt: Außer für die prächtige Säule auf dem Graben in Wien lässt sich für keine einzige der vielen (insgesamt weit über 200) barocken Dreifaltigkeitssäulen der Nachweis erbringen oder auch nur ein Indiz anführen, dass sie von einem Habsburger initiiert oder gar finanziert wurde.

Dieser offenkundig negative Befund bezüglich der Dreifaltigkeitsverehrung als wesentliches Element habsburgischer barocker Frömmigkeit wird auch von anderer Seite bestätigt. So fällt etwa auf, dass keine von einem Angehörigen der Kaiser-Dynastie im 17. oder 18. Jahrhundert gestiftete Kirche der Trinität geweiht ist. Als bekanntestes Beispiel sei hier nur die auf Grund eines von Karl VI. im Jahre 1713 in einer neuerlichen Pest-Epidemie abgelegten Gelübdes errichtete Karlskirche¹⁵ in Wien angeführt: Der Kaiser wandte sich in dieser Notlage also nicht, wie das 34 Jahre zuvor die Wiener Bürger getan hatten, an die drei göttlichen Personen, sondern an seinen Namenspatron, den „Pestheiligen“ Karl Borromäus.

Auch der vorhin genannte Kaiser Leopold kann hier in einem anderen Zusammenhang nochmals in den Blick genommen werden: Als im Sommer 1686 in Wien die Nachricht eintraf, dass Prinz Eugen für den 27. Juli den Sturm auf die Stadt

¹⁴Diese hatte auf dem Umweg über Mariazell zunächst nach Prag und dann nach Linz geführt. Von dort kam der Kaiser erst im April 1681 wieder nach Wien. Detaillierte Angaben sind zu finden in: EUCHARIUS GOTTLIEB RINK, Leopolds des Grossen, Römischen Kaysers, Wunderwürdiges Leben und Thaten, Leipzig 1709. Auf die Flucht des Monarchen vor der Pest kommt der Autor in Band I. auf S. 303-314 zu sprechen. In Band II wird S. 473f. über die Grundsteinlegung für die Marmorsäule am 30. Juli 1687 berichtet.

¹⁵Für die wesentlichen Daten zur Baugeschichte und kunsthistorischen Charakteristik der Kirche siehe: WEHDORN, Wien (wie Anm. 9), S. 151f.

Buda angesetzt hatte, um sie den Türken zu entreißen, wollte der Kaiser diese Aktion am genannten Tag mit seinem Gebet unterstützen. Er zog mit seinem Hofstaat aber nicht etwa zur Dreifaltigkeitssäule auf den Graben oder in ein Gotteshaus mit einem Trinitäts-Patrozinium, sondern in die nach ihm benannte Leopoldstadt in die der Gottesmutter und der heiligen Theresia geweihte Karmeliter-Kirche¹⁶. Unsere erste kritische Zwischenbilanz kann daher nur lauten: Die These von einer trinitarisch geprägten habsburgischen Frömmigkeit, die ein „zentrales Element der Staatsmystik“ gewesen sei, erweist sich bei genauerer Betrachtung ihrerseits als Mythos.

Dies lässt sich auch recht deutlich an den sieben Kärntner Dreifaltigkeitssäulen zeigen, von denen hinsichtlich ihrer Errichtung keine etwas mit dem habsburgischen Kaiserhaus zu tun hat. Als Ausnahme könnte man auf einen flüchtigen Blick die Säule in St. Veit ansehen, auf deren Rückseite ein Wappen mit dem Stadtpatron (dem heiligen Vitus) und dem kaiserlichen Doppeladler angebracht ist. Der Grund dafür liegt aber nicht darin, dass dieses Monument seine Entstehung einem Monarchen zu verdanken hatte, sondern in dem Umstand, dass sich St. Veit hier als landesfürstliche Stadt deklariert; diesen Status hat es, vor allem in der Konkurrenz mit dem ständischen Klagenfurt, auch sonst recht gern und selbstbewusst betont.

2. Dreifaltigkeitssäulen – „Siegeszeichen der Gegenreformation“?

Der zweite Aspekt, unter dem die Dreifaltigkeitssäulen in den eingangs angesprochenen landesgeschichtlichen Publikationen, aber auch früher schon vor allem von kunsthistorischer Seite¹⁷ betrachtet werden, lässt sich mit dem Schlagwort

¹⁶HANS JACOB WAGNER VON WAGENFELS, Ehren-Ruff Teutsch-Lands, das ist: Ein gründlicher Bericht von Ursprung, Tugenden und löblichen Eigenschaften der Teutschen..., Wien 1692, S. 238f. Der Kaiser sah sich nach biblischem Vorbild (Ex 17,8-13), „als ein anderer Moyses mit gefalteten Händen“, um den Sieg des Feldherrn „als einen streitenden Josua“ zu erleben. - Zu der genannten Kirche (sie erhielt 1783 nach der Aufhebung des Karmeliter-Klosters ein Josefs-Patrozinium) siehe: Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Wien. Die Vorstädte. II. Bezirk, Wien 1993, S. 12-14.

¹⁷Als Beispiel sei hier nur genannt: THOMAS DACOSTA KAUFMANN, Höfe, Klöster und Städte. Kunst und Kultur in Mitteleuropa 1450-1800, Köln 1998 (englische Originalausgabe: London 1995), S. 381: „Die römisch-katholische Kirche versuchte den Triumph ihres Bekenntnisses zu verkünden ... Dazu gehörte auch, dass man spezifisch katholischen Dogmen visuellem Ausdruck verlieh ... In Standbildern und auf Kult- und Votivbildern wurden mit Vorliebe die Heiligen und die Dreifaltigkeit ... dargestellt. Solche Bilder dienten der katholischen Kirche ... zur Symbolisierung des Sieges des wahren Glaubens.“

„Triumph der Gegenreformation“ umschreiben. Die Autoren werden nicht müde, darauf hinzuweisen, dass sie diese Monumente als „städtebauliche Siegeszeichen der Gegenreformation“¹⁸ beziehungsweise als „Symbole des Sieges der katholischen Reform und der Gegenreformation über den Protestantismus“¹⁹ ansehen, und sie bringen in diesem Zusammenhang auch das Konzil von Trient ins Spiel. Darüber hinaus berufen sie sich auf das unbestreitbare Faktum, dass die Dreifaltigkeitssäulen durchwegs in jenen Regionen zu finden sind, die von den kirchenpolitischen Aktivitäten der Gegenreformation ebenso wie von den Auswirkungen der katholischen Reform betroffen waren²⁰. Sieht man sich die genannte These und ihre Begründungsversuche aber genauer an, so stellen sich doch einige gewichtige Bedenken ein.

Dass katholische Reform und Gegenreformation etwas mit dem Konzil von Trient zu tun haben, steht außer Frage²¹ und muss hier nicht weiter erörtert werden. Stutzig wird man aber, wenn in einigen der erwähnten Publikationen behauptet wird, durch dieses Konzil habe die Dreifaltigkeitsverehrung „einen massiven Aufschwung“ erlebt²², der zur Errichtung der vielen Säulen beigetragen habe. Hier fragt man sich: Wurde etwa in Trient die Lehre von der Trinität neu definiert und zum katholischen Dogma erklärt, oder wurde den Katholiken ein besonderer trinitarischer Kult vorgeschrieben? Von all dem kann natürlich keine Rede sein: Die Konzilsväter haben zwar in Trient eine Reihe von Klarstellungen und Definitionen vorgenommen (so etwa bezüglich Schrift und Tradition, der Rechtfertigung und der Sakramente),

¹⁸WINKELBAUER, Ständefreiheit (wie Anm. 4), S. 192: „Die Dreifaltigkeitssäulen und die Mariensäulen, diese beiden 'städtebaulichen Siegeszeichen der Gegenreformation', haben sich ... über große Teile des Südens des Heiligen Römischen Reiches verbreitet.“

¹⁹WALPURGA OPPEKER, Über die unterschiedlichen Erscheinungsformen des Motivs der Allerheiligsten Dreifaltigkeit in Niederösterreich. In: Das Waldviertel. Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau 64/I (2015), S. 1-22; die zitierte Aussage steht auf S. 4f., wo auch auf die das Stadtbild prägende Auswirkung der Säulen hingewiesen wird. - Die Autorin folgt in ihren grundsätzlichen Aussagen und im Detail (bis zur wörtlichen Übernahme ganzer Textpassagen) Winkelbauers Sichtweise.

²⁰WINKELBAUER, Ständefreiheit (wie Anm. 4), S. 199: „Am dichtesten treten sie [Dreifaltigkeits- und Mariensäulen] in den österreichischen, böhmischen und ungarischen Ländern sowie in Bayern auf.“

²¹Siehe dazu etwa den kurz gefassten, aber informativen Überblick von BERND MOELLER, Das Konzil von Trient. In: RAIMUND KOTTE und BERND MOELLER (Hg.), Ökumenische Kirchengeschichte, Band II: Mittelalter und Reformation, München und Mainz 1973, S. 418-423.

²²MARTIN SCHEUTZ, Verspätete Konfessionalisierung im österreichischen Donauraum, zwei Konfessionen im Konflikt und Säulen, die langsam die Marktplätze erobern. In: KARL MÖSENENDER [und andere] (Hg.), Barocke Kunst und Kultur im Donauraum, Petersberg 2014, S. 146-159. Die Bezugnahme auf das Tridentinum steht auf S. 152. - Der Autor hat die zitierte Behauptung, ebenfalls ohne Angabe von Belegen, in einer späteren Publikation wiederholt: Säulentauch (wie Anm. 43), S. 332.

aber mit dem Thema „Dreifaltigkeit“ haben sie sich nicht speziell beschäftigt, und das aus gutem Grund: In diesem zentralen theologischen Bereich gab es schlicht und einfach keine Differenzen mit den Evangelischen, die ja ebenso wie die Katholiken auf dem Boden der ersten vier altkirchlichen Konzilien standen, auf denen die Trinitätslehre festgelegt worden war²³. Vom Trienter Konzil konnten daher gar keine „gegenreformatorischen“ Impulse für eine gesteigerte, spezifisch katholische Verehrung der göttlichen Dreifaltigkeit ausgehen.

Dessen ungeachtet wird aber im Anschluss an das Diktum vom „massiven Aufschwung“ die folgende Behauptung aufgestellt: Schon 1614 habe man auf dem Sonntagberg, einem seit dem Mittelalter bekannten, der Trinität geweihten Wallfahrtsort im Mostviertel, eine „stilbildende“ Dreifaltigkeitssäule errichtet und damit „einen neuen Denkmaltyp“ geschaffen²⁴. Hier liegt allerdings ein Missverständnis vor: In dem genannten Jahr wurde am Sonntagberg lediglich am sogenannten „Zeichenstein“ eine Kupfertafel mit einem Dreifaltigkeitsbild angebracht²⁵; diese hat man in späterer Zeit in die Kirche übertragen und als Gnadenbild in den Hochaltar eingefügt. Von einer Dreifaltigkeitssäule kann jedoch für diese Zeit noch keine Rede sein; eine solche ist erst 65 Jahre später auf dem Graben in Wien errichtet worden²⁶.

Nun könnte man noch erwägen, ob vielleicht das Dreifaltigkeitsmotiv und überhaupt das Thema „Trinität“ von den Protestanten so wenig gewürdigt wurde, dass es von katholischer Seite zu einem Symbol des Triumphes über die andere Konfession

²³Dazu mag hier der Hinweis genügen, dass sowohl in den protestantischen Bekenntnisschriften (so etwa in der Confessio Augustana von 1525) als auch in den Predigten der Reformatoren die Dreifaltigkeitslehre als selbstverständliche, biblisch fundierte Glaubensgrundlage angesehen wird. Als Beispiel sei hier (in modernisierter Orthographie) ein Satz von MARTIN LUTHER aus einer Predigt am Sonntag Trinitatis angeführt: „Also hat es Gott selbst geredet, der allein weiß, wie von ihm recht zu reden sei; und ist also der Artikel von göttlicher Dreifaltigkeit stark genug in der heiligen Schrift gegründet“ (Kirchenpostilla von Ostern bis auf das Advent, Wittenberg 1555, Bl. 147v).

²⁴SCHUTZ, Konfessionalisierung (wie Anm. 22), S. 152; derselbe, Säulentauch (wie Anm. 43), S. 333.

²⁵Eine detaillierte Schilderung dessen, was am Sonntagberg im Jahre 1614 geschehen war, bieten die seit dem 17. Jahrhundert in zahlreichen Ausgaben erschienenen Pilgerbüchlein, so etwa: Ursprung und merkwürdige Schicksale der Wallfahrt des Gotteshauses Sonntagberg, Waidhofen an der Ybbs 1870 S. 13f. Demnach wurde das Dreifaltigkeitsbild deswegen an dem von jeher als wundertätig verehrten Stein angebracht, um den von protestantischer Seite geäußerten Vorwurf der „Abgötterei“ zu entkräften: Man sah sich veranlasst, „sichtlich zu zeigen, dass man allda nicht einen Felsen, sondern Gott den Dreieinigen anbetete.“

²⁶Über die historischen Wurzeln der Dreifaltigkeitssäulen informiert umfassend: KATHARINA HERRMANN, De Deo uno et trino. Bildprogramme barocker Dreifaltigkeitskirchen in Österreich und Bayern, Regensburg 2010. Die Autorin stellt ihrem eigentlichen Thema auf S. 32-80 einen umfangreichen Abschnitt über Ursprung und Entwicklung der barocken Dreifaltigkeitsverehrung voran.

stilisiert werden konnte. Bei näherem Zusehen erweist sich aber eine solche Annahme als unhaltbar, was sich recht gut an den Weihetiteln der Kirchen zeigen lässt: In früherer Zeit haben die Evangelischen bekanntlich nicht allzu viele Gotteshäuser neu gebaut, weil sie in den meisten Fällen die alten katholischen mit deren Patrozinien übernommen haben. Als sie ab dem späten 16. Jahrhundert daran gingen, immer mehr Kirchen neu zu errichten, erhielten diese besonders häufig ein Dreifaltigkeits- (oder Dreieinigkeits-) Patrozinium.

Hier in Kärnten bietet dafür der Klagenfurter Dom, ursprünglich die Dreifaltigkeitskirche der protestantischen Stände, ein instruktives Beispiel²⁷; in Rust im Burgenland (damals zu Ungarn gehörig), entstand in den 1640er-Jahren die der Trinität geweihte evangelische Pfarrkirche²⁸, die bald darauf an die Katholiken übergeben werden musste. Schon etwas früher war in Regensburg von den Evangelischen die Dreieinigkeitskirche²⁹ errichtet worden, und nach dem Westfälischen Frieden entstand mit demselben Patrozinium die stattliche Friedenskirche im niederschlesischen Świdnica / Schweidnitz³⁰. Auch von den „Artikularkirchen“, die nach 1681 in der östlichen Slowakei gebaut wurden, ist die größte und schönste, die in Kežmarok / Käsmark steht³¹, eine Dreifaltigkeitskirche. Darüber hinaus ließen sich noch viele weitere Beispiele für evangelische Gotteshäuser mit diesem Patrozinium anführen, das bei den aus der Reformation hervorgegangenen Glaubensgemeinschaften offenkundig sehr beliebt war³².

Schließlich wäre noch zu fragen, ob die Protestanten jegliche künstlerische Darstellung der Trinität grundsätzlich abgelehnt haben und dieser Umstand etwa von

²⁷Siehe dazu: WILHELM DEUER, Die protestantische Dreifaltigkeitskirche in Klagenfurt und ihre Umwidmung in eine Jesuitenkirche. In: FRANC M. DOLINAR [und andere] (Hg.), Katholische Reform und Gegenreformation in Innerösterreich 1564-1628, Klagenfurt [und andere] 1994, S. 637-654.

²⁸Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Burgenland, Wien 1976, S. 262f.

²⁹PETER MORSBACH, Regensburger Kirchen. Ein Führer, Regensburg 1990, S. 27-29.

³⁰Von der älteren (auch in den neueren Publikationen stets zitierten) Literatur sei dazu genannt: ADOLF WASNER, Die Schweidnitzer Friedenskirche, Schweidnitz 1924.

³¹Die wesentlichen Angaben zur Entstehung und zur kunsthistorischen Bedeutung dieser ab 1717 zur Gänze aus Holz errichteten Kirche bietet: ROLAND SCHÖNFELD, Slowakei. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Regensburg 2000, S. 42f. und 276f.

³²Hier sei auch noch auf ein anderes, das kirchliche Leben der Evangelischen in Bezug auf die Trinität in einer charakteristischen Weise prägendes Faktum hingewiesen: Die auf den österlichen Festkreis folgenden Sonntage werden dort, entsprechend dem Vorbild einiger Bettelorden im Spätmittelalter, nach dem Dreifaltigkeitsfest („post [festum] Trinitatis“) gezählt, dessen Eigenständigkeit dadurch hervorgehoben wird.

den Katholiken für eine gegenreformatorische ikonographische Kampagne genützt wurde. Dazu ist vorerst anzumerken, dass man auf evangelischer Seite von Anfang an allen bildhaften Elementen mit sehr großer Zurückhaltung begegnete, was bekanntlich zu manchem Bildersturm (etwa in Ulm oder in Stralsund³³) geführt hat. Andererseits gab es in protestantischen Kirchen von jeher Bilder mit biblischen Szenen (vor allem Abendmahl und Kreuzigung), aber auch an Darstellungen der göttlichen Dreifaltigkeit hat es nicht gefehlt, wofür hier nur zwei Beispiele genannt seien: In der vorhin genannten Friedenskirche in Schweidnitz ist an der Holzdecke ein großes barockes Trinitäts-Gemälde zu bewundern³⁴, und in der gleichfalls schon erwähnten Artikular-Kirche in Käsmark wird der Altar sogar von einer geschnitzten Dreifaltigkeits-Gruppe bekrönt³⁵.

Dass es tatsächlich verhältnismäßig wenige evangelische Dreifaltigkeits-Darstellungen aus der Barockzeit gibt, hängt in erster Linie damit zusammen, dass dieses Bildmotiv aus einem Grund, der später in einem anderen Zusammenhang genannt werden soll, von den Katholiken damals besonders ausgiebig verwendet wurde. Im Interesse einer Abgrenzung der eigenen konfessionellen Identität war man offenbar auf evangelischer Seite bestrebt, eben das zu vermeiden, was als „typisch katholisch“ angesehen wurde. In Anbetracht der vorgelegten Hinweise wird man aber feststellen können, dass sich gerade das Trinitätsmotiv, das ein wesentliches Element des gemeinsamen christlichen Glaubensgutes sichtbar zum Ausdruck brachte, denkbar schlecht als Mittel einer gegenreformatorischen Agitation und somit als konfessionelles Siegeszeichen der Katholiken geeignet hätte.

Eine Deutung der Dreifaltigkeitssäulen als „Symbole des Sieges der katholischen Reform und Gegenreformation über den Protestantismus“ wirft auch noch eine weitere Frage auf: Was in der kirchengeschichtlichen Terminologie als

³³Zur weitgehenden Vernichtung der ehemals sehr reichhaltigen Ausstattung vor allem der großen Bürger-Kirchen dieser Stadt im April 1525 siehe: NIKOLAUS ZASKE, Die gotischen Kirchen von Stralsund, und ihre Kunstwerke, Berlin 1964 S. 289f.

³⁴Das protestantische Verständnis dieser Darstellung als einer bildhaften, biblisch fundierten Predigt erläutert: AGNIESZA SEIDEL-GRZESIŃSKA, Das „sichtbare Wort Gottes“ an der Decke der evangelischen Friedenskirche zu Schweidnitz. In: KLAUS GARBER (Hg.), Kulturgeschichte Schlesiens in der frühen Neuzeit, Band 2, Tübingen 2005, S. 911-924.

³⁵Aus Mangel an einschlägiger zitierbarer Literatur verweise ich hier auf die im Internet verfügbaren Fotos vom Innenraum der Kirche: www.commons.wikimedia/wiki/Articular_church_Kežmarok

„Gegenreformation“, „katholische Reform“ oder in einem weiter gefassten Horizont als „Konfessionalisierung“ bezeichnet wird³⁶, hat ja, auf den österreichischen Raum bezogen, in allen seinen Regionen stattgefunden³⁷. Wie kommt es aber dann, dass etwa im Waldviertel (wie eingangs schon erwähnt) dreißig solche barocke Monumente stehen, im östlich anschließenden Weinviertel sogar über vierzig, jedoch im südlich angrenzenden Mostviertel nur sieben, im Burgenland hingegen etwa sechzig, in der ganzen Steiermark lediglich sechs, und in Kärnten bekanntlich auch nur sieben? Im gesamten „heiligen Land Tirol“ gibt es hingegen, ebenso wie in Vorarlberg und in Salzburg, überhaupt keine Dreifaltigkeitssäulen³⁸. Somit lässt sich an deren Verbreitung ein unverkennbares Ost-West und Nord-Süd-Gefälle feststellen, das aber keinesfalls in den gegenreformatorischen Aktionen oder in der innerkirchlichen Reform begründet sein kann: Sollte diese Entwicklung etwa im Burgenland zehn Mal so intensiv wie in der (weitaus größeren) Steiermark verlaufen sein? Und warum hätte man in Österreichs westlichen Regionen gar keinen Grund gesehen, den katholischen „Sieg über den Protestantismus“ auf die gleiche Weise wie im Osten zum Ausdruck zu bringen? Solche Fragen werden aber in den besagten Publikationen gar nicht erst gestellt, geschweige denn beantwortet.

In diesem Zusammenhang ist noch eine ergänzende Bemerkung anzubringen: Wir können davon ausgehen, dass an der Gesamtzahl der Dreifaltigkeitssäulen seit der Barockzeit keine Verringerung erfolgt ist. Es gibt zwar einige Beispiele dafür, dass ein solches Monument (wie etwa in Tulln) aus verkehrstechnischen Gründen um einige Meter verschoben wurde³⁹; eine Säule konnte auch (wie die in Klagenfurt) auf einen anderen Platz versetzt⁴⁰, oder sogar (wie etwa von Bad Aussee nach Altausse)

³⁶Für eine präzise terminologische Klärung auf der Basis der neueren kirchengeschichtlichen Forschung sei hier verwiesen auf: KLAUS GANZER, Gegenreformation. In: BRUNO STEIMER (Red.), Lexikon der Kirchengeschichte. Band I, Freiburg-Basel-Wien 2001, Sp. 508-516.

³⁷Es ist hier nicht möglich und auch nicht erforderlich, auf Ablauf und Akteure der „Rekatholisierung“ in den einzelnen Ländern (oder auch Länder-Gruppen) näher einzugehen. Für einen ersten orientierenden Überblick kann immer noch herangezogen werden: ERICH ZÖLLNER, Geschichte Österreichs, Wien 1961, S. 199f.

³⁸Die genannten Zahlen (wie auch das auffallende Fehlen von Dreifaltigkeitssäulen im westlichen Österreich) lassen sich den vom Bundesdenkmalamt für die einzelnen Bundesländer erstellten Listen der denkmalgeschützten Objekte (siehe Anm. 2) entnehmen.

³⁹RODERICH GEYER, Die Tullner Altstadt. Ein Stadtführer mit historischen Anmerkungen, Tulln 2012, S. 35: Die Säule war bis 2009 genau in der Mitte des Hauptplatzes gestanden.

⁴⁰SIEGFRIED HARTWAGNER, Klagenfurt Stadt (Österreichische Kunstmonographie, Band X), Salzburg 1994, S. 64f: Die Klagenfurter Dreifaltigkeitssäule stand ursprünglich auf dem Heiliggeistplatz und kam erst 1965 an ihren

in einen anderen Ort transferiert werden⁴¹. Es gibt aber keinen bisher bekannt gewordenen Beleg dafür, dass in Österreich barocke Dreifaltigkeitssäulen abgebrochen worden und völlig verschwunden wären.

Die zweite Zwischenbilanz der hier vorgelegten kritischen Stellungnahme lautet demnach: Auch der Deutungsversuch als „Siegeszeichen der Gegenreformation“ vermag auf der Suche nach Ursprung, Sinn und Zweck, oder – wie es im Titel des vorliegenden Beitrags heißt – nach der „Botschaft der Dreifaltigkeitssäulen“, keine plausible Auskunft zu geben. Dass auch an keiner der sieben Kärntner Säulen ein gegenreformatorisch-konfessioneller Triumph der Katholiken über die Protestanten ablesbar ist, versteht sich da geradezu von selbst.

Als kleinen Exkurs darf ich hier noch anfügen, dass sich allenfalls die Klagenfurter Säule – wenn auch in einem anderen Sinn – als „Siegeszeichen“ interpretieren lässt: Sie wird von einem nachträglich angebrachten Kreuz über einem Halbmond bekrönt, als Hinweis auf den Sieg des christlichen Heeres über die muslimischen Türken vor Wien im September 1683. Auf der religiös-symbolischen Ebene kommt dieser Sieg allerdings nicht als Überwindung Allahs durch die Dreifaltigkeit (deren Darstellung am Fuß der Säule zu finden ist), sondern als Triumph des Kreuzes über den Halbmond zum Ausdruck; diese beiden Symbole gelten ja von jeher als Inbegriff für die Konfrontation von Christentum und Islam. Die in einigen neueren Publikationen durchwegs ohne Nennung von Belegen aufgestellte Behauptung, die barocken Dreifaltigkeitssäulen seien als gezielte antiislamische Manifestationen zu betrachten⁴², muss somit nicht weiter erörtert werden.

3. Dreifaltigkeitssäulen – Produkte einer „kommunalen Inszenierung“?

Der dritte hier zu besprechende neuere Deutungsversuch versteht die

gegenwärtigen Standort auf dem Alten Platz.

⁴¹REINHARD LAMER, *Das Ausseer Land. Geschichte und Kultur einer Landschaft*, Graz 1998, S. 75f.: Die angeblich schon 1679 in Bad Aussee errichtete Säule wurde dort 1876 durch ein neues Monument ersetzt.

⁴²So etwa WINKELBAUER, *Ständefreiheit* (wie Anm. 4), S. 188: „Die demonstrative Verehrung des dreifaltigen Gottes war ... vor allem gegen den die Trinität verwerfenden Islam [gerichtet]; sie war also unter anderem eine Kampfansage an das Osmanische Reich.“ - In zeitgenössischen Schriftquellen lassen sich dafür aber keine Anhaltspunkte finden. So ist etwa in den oben genannten Schriften von Abraham a Santa Clara (siehe Anm. 10 und 11), aber auch in seinem streitbaren Aufruf zum Kampf gegen die Türken (*Auff Auff ihr Christen. Das ist eine bewegliche Anfrischung ...*, Wien 1683) keine derartige Bezugnahme zu finden.

Dreifaltigkeitssäulen als Produkte einer „kommunalen Inszenierung“; er geht dabei von der zutreffenden Beobachtung aus, dass solche Monumente, vor allem in den Städten, häufig vom Träger der kommunalen Selbstverwaltung – also vom Magistrat – errichtet wurden. Dazu kommt noch das gleichfalls richtig festgestellte Faktum, dass diese Säulen in manchen Fällen dort aufgestellt wurden, wo zuvor der Pranger, das Zeichen städtischer Gerichtsbarkeit, gestanden war, der deshalb auf einen anderen Platz versetzt wurde. Aus diesen beiden Fakten wird dann aber der Schluss gezogen, dass der Zweck der Säulen eben darin bestanden habe, den Pranger zu verdrängen: Im Sinne einer „kommunalen Inszenierung“ wollte man, so lautet diese These, den zentralen öffentlichen Raum in den Städten durch ein prägendes Element barocker Frömmigkeit neu definieren ⁴³. Dieser in den zitierten Publikationen als „Säulentauch“ bezeichnete Vorgang, der jedoch nicht überall feststellbar ist⁴⁴, wird aber nicht bloß hinsichtlich seiner Auswirkung auf das Ortsbild konstatiert, sondern in einer weitaus grundsätzlicheren Weise interpretiert: „Die Gerichtsbarkeit ersetzte man durch die Herrschaft der Dreifaltigkeit.“⁴⁵

Hier ist jedenfalls eine Klarstellung erforderlich: Die Gerichtsbarkeit war die Befugnis, die Rechtspflege auszuüben, also Gericht zu halten, Prozesse zu führen, Urteile zu fällen und Strafen zu verhängen. Die Rechtspflege, die in den Städten der Magistrat wahrnahm, wurde aber nicht am Pranger, sondern im Rathaus vom Stadtrichter und seinen Beisitzern ausgeübt, und die Befugnisse dieses Gremiums sind niemals „durch die Herrschaft der Dreifaltigkeit ersetzt“ worden. An der Gerichtsbarkeit hat sich ja durch die Versetzung des Prangers nichts geändert: Sie wurde weiterhin in der gewohnten Weise ausgeübt, und Delinquenten konnten nach wie vor am Pranger bestraft werden, auch wenn dieser nun auf einem anderen Platz

⁴³SCHEUTZ, Konfessionalisierung (wie Anm. 22), S. 153f. - Der Autor hat seine in den Grundzügen unverändert beibehaltene These später zum Thema einer eigenen Publikation gemacht: Säulentauch im Stadtzentrum. Vom Pranger als Inszenierung bürgerlicher Gerichtsbarkeit zur Dreifaltigkeitssäule als Ausdruck barocker Frömmigkeit. In: MARTINA STERCKEN und CHRISTIAN HESSE (Hg.), Kommunale Selbstinszenierung. Städtische Konstellationen zwischen Mittelalter und Neuzeit, Zürich 2018, S. 315-353.

⁴⁴So gibt es allein im nördlichen Niederösterreich mehrere Orte, in denen heute noch Dreifaltigkeitssäule und Pranger auf dem zentralen Platz stehen; als Beispiele seien Drosendorf, Kirchberg am Walde, Heidenreichstein und Weitersfeld genannt; für nähere Angaben siehe die entsprechenden Artikel im Dehio-Handbuch (wie Anm. 2).

⁴⁵SCHEUTZ, Konfessionalisierung (wie Anm. 22), S. 154. - In der späteren Publikation (Säulentauch, wie Anm. 43, S. 342) lautet die entsprechende Formulierung: „Die alte dominante städtische Gerichtsbarkeit ersetzte man auf diese Weise durch die Herrschaft der Dreifaltigkeit.“

stand. Auch wird wohl niemand allen Ernstes behaupten wollen, dass nach der Versetzung des Prangers die göttliche Dreifaltigkeit für die Rechtspflege zuständig wurde

Gerade darauf läuft es aber letzten Endes hinaus, wenn in einer der erwähnten Publikationen die vorhin zitierte Aussage folgendermaßen weitergeführt wird: „Der Kampf um die Seelen der Menschen wurde nicht mehr sozialdisziplinierend via gerichtlicher Strafen ausgefochten, sondern überhöht durch die Herrschaft Gottes über den Menschen in die Wege geleitet.“⁴⁶ Diese Sichtweise setzt offensichtlich voraus, dass am Pranger um die Seelen der Menschen gefochten wurde. Hier stellt sich allerdings die Frage, wer die Akteure eines solchen Gefechts gewesen sein könnten: Als solche kämen nur der Gerichtsdienster und der Scharfrichter in Betracht, aber diesen für den Strafvollzug zuständigen Personen ging es keineswegs um die Seelen der Übeltäter. Und wenn später an der Stelle des Prangers eine Dreifaltigkeitssäule stand – wer sollte dort den „Kampf um die Seelen“ in die Wege geleitet oder „inszeniert“ haben? Dieser war ja von jeher und auch weiterhin die Aufgabe der Seelsorger, die aber von Amts wegen nichts mit der Ausübung der Rechtspflege zu tun hatten!

Die zitierten Sätze sind nicht das einzige Beispiel dafür, wie in den besagten Publikationen versucht wird, im Zusammenhang mit den Dreifaltigkeitssäulen einen fragwürdigen Konnex zwischen den irdischen und himmlischen, menschlichen und göttlichen Bereichen herzustellen. Eine solche Konstruktion findet man etwa in einer ausführlicheren Bezugnahme auf die großartige Säule, die auf dem Linzer Hauptplatz steht⁴⁷. Dort sind an den drei Seiten des Sockels drei Wappen angebracht: das kaiserliche mit Doppeladler und Bindenschild (als Hinweis auf den landesfürstlichen

⁴⁶SCHEUTZ, Konfessionalisierung (wie Anm. 21), S. 154. - In der späteren Publikation (Säulentauch, wie Anm. 43, S. 342) ist eine fast wörtlich gleichlautende Formulierung zu finden, doch heißt es am Ende des Satzes nicht „... in die Wege geleitet“, sondern „... inszeniert“.

⁴⁷Hinweise zur Entstehung dieses Monuments sowie eine in der graphischen Anordnung dem Original entsprechende Transkription der Inschriften mit Erläuterung der Texte bietet: CHRISTOPH BRANDHUBER, Lateinische Barockinschriften in Oberösterreich. Dissertation an der Kultur- und Gesellschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Salzburg / Fachbereich Altertumswissenschaften, Salzburg 2013, S. 202f. - Auf den Text der Inschriften, aus deren Wortlaut sich in keinem Fall eine direkte inhaltliche Zuordnung zu dem jeweils darüber befindlichen Wappen ablesen lässt, wird im nächsten Abschnitt dieses Beitrags in einem anderen Zusammenhang nochmals eingegangen werden.

Status von Linz), das Wappen des Landes Oberösterreich und das Wappen der Stadt Linz. Unter jedem Wappen befindet sich eine Inschrift: Unter dem kaiserlichen steht eine lobpreisende Widmung an die göttliche Dreifaltigkeit, die Inschrift unter dem Landeswappen erweitert die Widmung auf die fürbittende „Himmelsherrin“ Maria sowie auf drei weitere Schutzpatrone, und unter dem Stadtwappen wird implizit der Dank für die Abwendung der drei Plagen – Feuer, Krieg und Pest – ausgesprochen. Diese an der Säule ersichtliche Anordnung der heraldischen Symbole und der Texte wird von jenem Autor, der die These von der Ersetzung der irdischen Gerichtsbarkeit durch die Herrschaft der göttlichen Dreifaltigkeit vertritt, folgendermaßen interpretiert: „Die Inschriften parallelisieren in gegenreformatorischer Absicht“ (die hier in unzutreffender Weise ins Spiel gebracht wird, da aus keinem der drei Texte eine solche Intention ersichtlich ist) „irdische und göttliche Dreifaltigkeit.“⁴⁸ Mit der „irdischen Dreifaltigkeit“ ist unverkennbar die Dreiheit von Staat, Land und Stadt gemeint, wogegen von vornherein geltend zu machen ist, dass eine numerische Dreiheit noch keine Dreifaltigkeit im eigentlichen Sinne dieses theologischen Begriffes darstellt: Vom habsburgischen Imperium, einem seiner Kronländer und dessen Hauptstadt lässt sich keinesfalls aussagen, dass sie (wie die göttlichen Personen) miteinander wesensgleich wären. Noch problematischer wird die Parallelisierung sodann im Blick auf das himmlische Pendant dieser irdischen „Trinität“: Nimmt man den zitierten Satz für bare Münze, dann sind die Personen der göttlichen Dreifaltigkeit nicht Vater, Sohn und Heiliger Geist, sondern Gott Vater, Maria und die Überwindung der Plagen.⁴⁹ Eine solche eigenwillige Auffassung hat aber mit der christlichen Dreifaltigkeitslehre nichts zu tun und lässt ein bedenkliches Defizit an religiösem Grundwissen erkennen.

Nach diesen kritischen Bemerkungen können wir als dritte Zwischenbilanz formulieren: Auch die These von der „kommunalen Inszenierung“ vermag wegen der

⁴⁸SCHEUTZ, Säulentauch (wie Anm. 43), S. 340.

⁴⁹Dies ist vom Autor auch tatsächlich so gemeint, denn nach seiner Ansicht parallelisieren die Inschriften „das kaiserliche Wappen mit Gott Vater, das Landeswappen mit der 'Himmelsherrin' und das Stadtwappen mit den – dank göttlicher Vorsehung und segensreicher kaiserlicher Regierung – überwundenen Plagen Feuersbrunst, Krieg und Pest.“ Die dritte göttliche Person in dieser „Trinität“ wäre dann allerdings die Gesamtheit der drei genannten Plagen (!) und nicht deren Abwendung.

genannten Ungereimtheiten nichts zu einem besseren Verständnis der Dreifaltigkeitssäulen und schon gar nichts zur Entschlüsselung ihrer Botschaft beizutragen. - Der Frage, wie es sich in den Kärntner Städten mit dem erwähnten „Säulentausch“ verhalten hat ⁵⁰, kann (und muss) hier im Einzelnen nicht nachgegangen werden, doch lässt sich dazu grundsätzlich bemerken: Selbst dann, wenn jedes der sieben Monumente einen Pranger von seinem angestammten Platz verdrängt hätte, würde nur genau das gelten, was vorhin über die These von der „Ersetzung der Gerichtsbarkeit durch die Herrschaft der Dreifaltigkeit“ gesagt wurde⁵¹.

4. Inschriften an den Dreifaltigkeitssäulen als Schlüssel zu ihrer Botschaft

Nachdem sich keine der drei vorhin erörterten Thesen für die Suche nach einer angemessenen Deutung der Dreifaltigkeitssäulen als hilfreich erweist, liegt es nahe, die spekulativen Konzepte beiseite zu lassen und die Monumente selbst etwas genauer in den Blick zu nehmen. Dieser soll aber im Folgenden nicht auf die ohnedies gut bekannten bildhaften Elemente oder auf die in kunsthistorischen Publikationen erörterten ikonographischen Besonderheiten der Dreifaltigkeitsdarstellung⁵², sondern auf die zahlreichen, in der Literatur nur wenig oder gar nicht beachteten Inschriften gerichtet werden. Solche sind zwar nicht an sämtlichen, aber doch an fast allen größeren und durchwegs an den besonders aufwendig gestalteten Säulen zu finden. Der nächste Schritt der hier vorgelegten Erörterungen wird daher diesen zumeist lateinischen, entweder in die Sockel gemeißelten oder separat auf Tafeln angebrachten, mitunter ziemlich kurzen, oft aber erstaunlich mitteilssamen

⁵⁰In Villach dürfte sich die Dreifaltigkeitssäule auf dem ursprünglichen Standort des Prangers befinden. Siehe dazu: WILHELM NEUMANN, Der Pranger von Villach. In: Derselbe (Hg.), 900 Jahre Villach. Neue Beiträge zur Stadtgeschichte. Villach 1960, S. 151-156. - Außerdem: DIETER NEUMANN, Die Dreifaltigkeitssäule auf dem Villacher Hauptplatz. In: Neues aus Alt-Villach 32 (1995), S. 191-204.

⁵¹Es muss im ganzen Land ehemals natürlich eine viel größer Zahl von Prangern als von Dreifaltigkeitssäulen gegeben haben. Diese Zeichen der alten Gerichtsbarkeit sind aber in Kärnten (anders als etwa in Niederösterreich) fast ausnahmslos verschwunden: In der Liste der denkmalgeschützten Objekte ist lediglich der erst in neuerer Zeit wieder auf dem Hauptplatz aufgestellte Pranger von Gmünd eingetragen.

⁵²Für eine grundlegende Information können immer noch die folgenden Artikel im Reallexikon der Deutschen Kunstgeschichte, Band IV (1955) empfohlen werden: ROMUALD BAUERREISS, HANS FELDBUSCH und ERNST GULDAN, Dreifaltigkeit, Sp. 414-447. - HERBERT BRUNNER, Dreifaltigkeitssäule, Sp. 449-457. - Diese Artikel sind mittlerweile auch im Internet zugänglich: www.rdklabor.de/suche.

Texten zu gelten haben.

Wie beim Umgang mit historischen Themen üblich, bietet sich als methodisches Prinzip auch hier eine chronologische Vorgangsweise an, die im konkreten Fall nochmals zu der bereits im ersten Abschnitt genannten „Pestsäule“ auf dem Wiener Graben führt. An zentraler Stelle ist dort Kaiser Leopold als überlebensgroße Skulptur zu sehen, auf einem Kissen kniend und mit erhobenen, zum Gebet gefalteten Händen. Welche Gebete er dabei spricht, ist auf drei großen Schrifttafeln mit goldenen Buchstaben zu lesen⁵³, und in einer der hier herangezogenen Publikationen wird behauptet: „Der Kaiser im Prunkharnisch ..., den Degen an der Seite, die Krone demütig abgelegt, bittet auf den Knien die Dreifaltigkeit darum, die Pest von seinen Untertanen abzuwenden.“⁵⁴ Ob es sich tatsächlich so verhält, lässt sich an den drei erwähnten Schrifttafeln überprüfen, von denen jede ein eigenes, dem Kaiser in den Mund gelegtes Gebet enthält. Nur eines davon nimmt ausdrücklich auf die Pest Bezug, und darin heißt es: „Ego Leopoldus ... gratias ago quas possum maximas pro aversa anno MDCLXXIX ... dirae pestis lue.“ „Gratias ago“ heißt aber bekanntlich nicht „ich bitte“, sondern „ich danke“, und genau das tut hier der Monarch: Er dankt im Rückblick auf das Jahr 1679 in höchstem Maße dafür, dass die „grausame Seuche der Pest“ bereits abgewendet wurde⁵⁵.

Bei den anderen Gebeten handelt es sich um eine lobpreisende Huldigung an die göttliche Dreifaltigkeit⁵⁶ sowie um eine mehrgliedrige, durchwegs auf den Sprecher bezogene Bitte: für sich selbst, für seine Frau, seine Kinder, seine Länder, Völker und Heere⁵⁷, also für alles, was der Kaiser irgendwie als zu ihm gehörig ansehen konnte.

⁵³Der lateinische Wortlaut der drei Gebete (siehe oben und Anm. 55-57) ist in fast allen größeren Publikationen über die Wiener „Pestsäule“ zu finden; eine die Anordnung der Texte auf den Tafeln graphisch exakt berücksichtigende Wiedergabe mit deutscher Übersetzung bietet: ALOIS HAUSER, Die Dreifaltigkeitssäule am Graben in Wien. In: Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien 21 (1882), S. 82-107. Die Texte der drei Gebete sind dort auf S. 87-89 zu finden. - Im Internet bietet der 3. Abschnitt des Wikipedia-Artikels „Wiener Pestsäule“ den Wortlaut der Gebete in originalgetreuer Wiedergabe in Versalien: www.de.wikipedia.org/wiki/Wiener_Pestsäule.

⁵⁴WINKELBAUER, Ständefreiheit (wie Anm. 4), S. 191.

⁵⁵Am Beginn und am Ende des Gebetstextes wird, gleichsam als Umrahmung der Danksagung, die Widmung der Säule an die göttliche Dreifaltigkeit ausgesprochen: „Tibi, inquam, sanctissimae ac individuae trinitati ... praesens monumentum demississime consecro.“

⁵⁶„Tibi regi saeculorum immortalis, uni in essentia et trino in personis, deo infinite bono, aeterno et immenso, cuius dexterarum omnia sunt possibilia, cuius sapientiae nihil est absconditum, cuius providentia in sua dispositione non fallitur, cuius maiestate impletur universum, cuius misericordia super omnia opera.“

⁵⁷„Suscipe clementissime deus, servi tui demisse te orantis vota, et me, conjugem liberosque meos, populos et exercitus meos, regna ac provincias, continua misericordiae tuae protectionis gubernare, custodi, defende.“

Dieses Bittgebet hat einen schon mehrmals zitierten Autor zu der folgenden anfechtbaren Interpretation verleitet: „Der Kaiser spielt hier 'in aller Bescheidenheit' die Rolle des Fürbitters, die in der barocken Ikonographie für gewöhnlich der Gottesmutter und den anderen Heiligen zukommt.“⁵⁸ Eine solche Deutung könnte man allenfalls dann als plausibel ansehen, wenn sich die Gebete des Monarchen auf die Bitte beschränkten; das ist jedoch nicht der Fall, weil sie auch den Lobpreis und den Dank umfassen. Aber selbst dann, wenn Kaiser Leopold hier lediglich eine Bitte ausspräche, würde er nicht gleichsam als Heiliger agieren, sondern nur das beherzigen, was jedem Christen im Evangelium empfohlen und verheißen wird: „Bittet, und es wird euch gegeben werden“ (Mt 7,7), oder an anderer Stelle (Mk 11,24): „Was immer ihr erbittet und erfleht, glaubt, dass ihr es empfangt, und es wird euch zuteil werden.“

Richtig ist natürlich, dass der Kaiser an der Wiener „Pestsäule“ eine Rolle spielt, was auch an seiner theatralisch wirkenden Pose unverkennbar zum Ausdruck kommt; er tritt dort aber keineswegs als himmlischer Fürsprecher in Erscheinung, da ein solcher nicht für sich selbst und durchwegs auf sich bezogen bitten würde. Der Monarch präsentiert sich vielmehr, worauf auch seine demütig kniende Haltung hinweist, als durchaus irdisches Vorbild, indem er seinen Untertanen exemplarisch vor Augen führt, wie man sich im Gebet an die göttliche Dreifaltigkeit wenden soll: mit Lobpreis, Dank und Bitte.

Ob sich diese drei Grundhaltungen des Betens – oder zumindest die eine oder andere von ihnen – auch an den Inschriften anderer Votivsäulen ablesen lassen, soll in einem weiteren Schritt geprüft werden. Dazu ist vorweg anzumerken, dass uns dort ein betender Kaiser nirgendwo begegnet, und dass (wie vorhin angedeutet) nicht alle Dreifaltigkeitssäulen, vor allem nicht die bescheidener gestalteten, mit Inschriften versehen sind. Solche finden wir aber sehr wohl an sechs der sieben Kärntner Säulen⁵⁹ (die in Althofen weist nur die wohl erst später hinzugefügte Jahreszahl 1682

⁵⁸WINKELBAUER, Ständefreiheit (wie Anm. 4), S. 191f.

⁵⁹Die im Folgenden zitierten Inschriften wurden, wenn nicht anders vermerkt, dem für die jeweilige Gemeinde vom Bundesdenkmalamt erstellten Verzeichnis der denkmalgeschützten Objekte beigegebenen Abbildungen entnommen. Diese Verzeichnisse stehen im Internet unter www.de.wikipedia.org/wiki/Liste zur Verfügung. - Die lateinischen

auf), denen wir uns nun zuwenden wollen.

Die älteste von ihnen, in ihrer heutigen Gestalt ab 1681 (mit späteren Veränderungen) von Landständen und Bürgern in Klagenfurt errichtet⁶⁰, spricht in ihrer auf vier Tafeln verteilten Inschrift sowohl die Widmung des Monuments an die Trinität als auch die kniefällig vorgebrachte Dankbarkeit der von der Pest Versicherten aus. Auf eine andere Art von Unheil nimmt die Säule in Gmünd Bezug: Nach dem Erdbeben vom 4. Dezember 1690⁶¹ ließ der Magistrat die „statuam“ auf Grund eines Gelübdes als Danksagung (für die Bewahrung vor schlimmerem Schaden) und „zu Abwendung fernerer Straff“ aufrichten⁶².

Als ein Vierteljahrhundert später eine neuerliche Pestwelle Österreichs nördliche, östliche und südöstliche Regionen heimsuchte⁶³, forderte sie auch in St. Veit sehr viele Opfer; nach dem Abklingen der Seuche setzten die Bewohner dort mit der Errichtung einer Säule ein Zeichen ihres immerwährenden Dankes und verbanden diesen laut Inschrift mit der inständigen Bitte, künftig von einer derartigen Plage verschont zu bleiben⁶⁴. Im selben Pestjahr 1715 waren auch in Völkermarkt zahlreiche Opfer zu beklagen. Nachdem die Bürger die Errichtung einer Dreifaltigkeitssäule gelobt hatten und die Seuche erloschen war, brachten sie in einer an dem Monument angebrachten Inschrift die Mahnung zu ständigem Dank an die

Texte werden hier nicht in originalgetreuer Schreibweise (in Majuskeln mit Hervorhebung der zahlenwertigen Buchstaben für die Chronogramme), sondern in normalisierter Form wiedergegeben.

⁶⁰Siehe dazu die in Anm. 40 angeführte Publikation von HARTWAGNER sowie den in Anm. 3 genannten Band des Dehio-Handbuches, S. 399. Die auf vier Tafeln an den Seiten des Sockels verteilte Inschrift (mit jeweils einem Chronogramm auf das Jahr 1681) hat folgenden Wortlaut: „Indivisae triadi, patri non genito, filio unigenito, spiritui ab his procedenti / hoc gratitudinis signum erigi voluerunt / ob urbis huius lares a veneno pestis misericorditer servatos / in genua humiliter prostrati provinciae procures ac cives accepti beneficii.“

⁶¹Über die Auswirkungen dieses Bebens, das weniger in der Stadt selbst als vielmehr in der Umgebung von Gmünd bedeutende Schäden verursachte, siehe: HERMANN, Handbuch (wie Anm. 63), S. 230f.

⁶²Dehio-Handbuch (wie Anm. 3), S. 210. - Die Inschrift ist in Kärnten der älteste derartige Text in deutscher Sprache; sie hat in originalgetreuer Schreibweise den folgenden Wortlaut: „Der allerh[eiligsten] Dreyfaltigkeit zu ewigem Danck und Abwendung fernerer Straff hat zur Zeit deß erschrocklichen Erdbidens, alß den 4. Xbris [= Decembris] 1690, einE(hrsamer) Magiſtrat der Stadt Gmint die Statuam verlobt und errichten lassen.“

⁶³Für eine kurz gefasste Übersicht zur Verbreitung und Auswirkung der bereits ab 1713 in Wien und vor allem im Sommer 1715 in Ostkärnten grassierenden Seuche siehe: HEINRICH HERMANN, Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten, Band II, Klagenfurt 1853, S. 232.

⁶⁴Dehio-Handbuch (wie Anm. 3), S. 155. - Die am Sockel an der Vorderseite angebrachte, auf zwölf Zeilen aufgeteilte Inschrift hat folgenden Wortlaut: „In / perpetuum gratiarum actionis / anathema / ob / effugatum in plebem luis / contagiosae periculum / ac / futuram contra huiusmodi / moestissimos infestae pestis / incursus protectionem / anno / MDCXV“. - Beim Lesen dieses Textes an der Säule wirkt der Umstand irritierend, dass die Anfangsbuchstaben eines jeden Wortes größer gestaltet sind und somit im Vergleich mit ähnlichen Inschriften den Anschein erwecken, ein Chronogramms zu bilden, was hier aber nicht der Fall ist.

allerheiligste Dreifaltigkeit „für behiete Pestzeit“ zum Ausdruck⁶⁵. In allen diesen Texten wird also insbesondere die Dankbarkeit für die Abwendung des (in einem Fall ausdrücklich als Strafe Gottes bezeichneten) Unheils ausgesprochen.

Von den vier bisher genannten Texten unterscheidet sich die Inschrift an der im Jahre 1739 errichteten Villacher Dreifaltigkeitssäule⁶⁶. Diese steht offenbar mit keiner aktuellen Notlage in direkter Beziehung, und die dort vorgebrachte Bitte wird auch nicht unmittelbar von der Bewohnern oder vom Magistrat der Stadt an die Trinität gerichtet, sondern durch die Gottesmutter vermittelt: Sie möge für die ihr in demütiger Verehrung ergebene Bevölkerung von Villach als Fürsprecherin auftreten. Wieder etwas anders verhält es sich mit der jüngsten Kärntner Dreifaltigkeitssäule, die erst 1760 in Feldkirchen von einer wohlhabenden Dame, gleichfalls ohne ausdrückliche Bezugnahme auf einen konkreten Anlass, errichtet wurde⁶⁷; laut Inschrift geschah dies zur Ehre Gottes und zum Gedenken der Stifterin.

Was sich in Kärnten wegen der geringen Zahl der hier vorhandenen, der Trinität gewidmeten „Ehrensäulen“ gewissermaßen nur stichprobenartig aufweisen lässt, kann mit zahllosen weiteren Beispielen aus den übrigen Bundesländern, vor allem aus Niederösterreich und dem Burgenland, gewissermaßen flächendeckend bekräftigt werden: Auch dort geht es auf den Inschriften stets in unterschiedlichen Formulierungen um die eine oder andere der drei vorhin genannten Gebetshaltungen. Der Lobpreis kann sich, wie etwa an der bereits erwähnten Säule in Zwettl⁶⁸, auf eine schlichte Doxologie beschränken, aber auch einen mehrzeiligen Text umfassen. Mit

⁶⁵Dehio-Handbuch (wie Anm. 3), S. 1035. - Der Text der Inschrift lautet „Danket Alhier der Heilligsten Dreifaltigkeit [ii steht für y] Vor behiete Pestzeit“ und bietet aus der Barockzeit eines der nicht allzu häufigen Beispiele für ein deutschsprachiges Chronogramm (in diesem Fall auf das Jahr 1715).

⁶⁶Dehio-Handbuch (wie Anm. 3), S. 1026, und die in Anm. 46 genannte Publikation von DIETER NEUMANN. - Die Inschrift mit einem Chronogramm für das Jahr 1739 befindet sich an der Vorderseite unter der Marien-Statue und ist auf fünf Zeilen verteilt; sie nimmt auf die unbefleckte Empfängnis Bezug und hat folgenden Wortlaut: „Sancta dei genitrix / virgo sine labe concepta / precare pro tibi devoto / populo / Villacensi.“

⁶⁷Dehio-Handbuch (wie Anm. 3), S. 134. - Die in deutscher Sprache abgefasste und auf sieben Zeilen verteilte Inschrift, die ein Chronogramm für das Jahr 1760 enthält (u wird hierfür als v geschrieben, w gilt als vv), hat folgenden Wortlaut: „Maria Anna Frasin / gebohrne Rabinigin / hat gegenwärtige Statue / Gott zu Ehr / wie auch zu ihren / ewigen Angedencken / anhero gestiftet.“ - Zur Stifterin ist in Sterbebuch III, S. 34 der Pfarre Feldkirchen die folgende Eintragung zu finden: „30. Novembris, sacramentis provisa, obiit nobilis domina Anna Maria Fraßin, nata Rabinigin, aetatis suae 64 annorum. Sepulta 3.tia 10.bris [= Decembris] per Franciscum Garster, parochum loci.“

⁶⁸Siehe die in Anm. 1 genannte Publikation von MOLL und FRÖHLICH, wo auf S. 94 die (auf einer Marmortafel angebrachte) Inschrift wiedergegeben ist. Sie lautet „Sit gloria patri et filio et spiritui sancto, uni atque trinae deitati. Amen“ und enthält ein Chronogramm für das Jahr 1727. - Der Text kann übrigens, was ihn unter seinesgleichen als einzigartig erweisen dürfte, als Distichon (mit Zäsur nach „sancto“) gelesen werden.

dem Lobpreis ist häufig implizit der Dank verbunden; beides wurde mitunter in deutsche Verse gekleidet, wie etwa 1714 in einer kleinen Stadt im nördlichen Waldviertel: „Gott Vater, Sohn, heiligen Geist / Drosendorf hoch lobt und preist / so die Herrschaft und die Statt / in Pestzeit beschützet hat.“⁶⁹ Im oberösterreichischen Grieskirchen sprach im Jahre 1708 Freiherr Johann Georg Adam von Hoheneck an dem von ihm gestifteten Monument⁷⁰ der göttlichen Dreifaltigkeit seinen Dank dafür aus, dass sie ihn in großen Gefahren beschützt und seine Güter in Kriegszeit vor dem Zugriff des Feindes bewahrt hatte⁷¹.

Dieser kurze Blick in das Land ob der Enns führt uns nochmals zur Linzer Dreifaltigkeitssäule, von der oben schon in anderem Zusammenhang die Rede war. Ebenso wie das größere Wiener Vorbild ist auch dieses Monument mit drei Inschriften versehen, die den Lobpreis der Trinität, die (durch Maria und drei weitere Schutzpatrone vermittelte) Bitte um künftigen Beistand und den Dank für das abgewendete dreifache Unheil umfassen. - Die Dankbarkeit für das Erlöschen einer für die Stadt bedrohlichen Seuche hat auch die Bürger von Leoben im Jahre 1716 bewogen, ein schon früher abgelegtes Gelübde zu erneuern und ihren „himmlischen Befreiern“ (neben der Trinität auch einigen lokalen „Pestpatronen“) eine ansehnliche Säule zu errichten⁷².

Dass es in den vielen Inschriften neben den Dankesbezeugungen auch nicht an Bitten fehlt, versteht sich von selbst; von den zahlreichen Beispielen sollen hier nur zwei herausgegriffen werden. Im burgenländischen Mattersburg ließen die Bürger im Jahre 1714 den folgenden Text anbringen, der in aller Kürze drei Anliegen zur Sprache

⁶⁹Dehio-Handbuch Niederösterreich (wie Anm. 3), S. 112. Der auf zwei Seitenflächen des Sockels verteilte Text enthält in jeder Hälfte ein Chronogramm für das genannte Jahr.

⁷⁰Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Oberösterreich, Wien 1958, S. 98. Die Säule war ursprünglich in Unterberg gestanden; laut Denkmal-Liste wurde sie erst 1975 an ihren derzeitigen Standort transferiert.

⁷¹Die an der Vorderseite des Sockels angebrachte achtzeilige Inschrift ist in die Publikation von BRANDHUBER (wie Anm. 47) nicht aufgenommen worden, da sie erst in neuerer Zeit, wohl auf der Basis alter Schriftquellen, verfasst wurde. Sie hat folgenden Wortlaut: „Donum in honorem sanctissimae trinitatis / patris et filii et spiritus sancti necnon in humillimam / gratiarum notionem ob personam ab innumeris periculis / et bona ab hostium incursu et devastatione servata ad / exsolventum (!) votum aeternae gratitudinis monu mentum / hoc posuit Johannes Georgius Adamus Hohenegger ab Hohenegg, dominus in Schuslberg, Prunhof et Tratenegg / anno MDCCCVII.“

⁷²Über die bis zum Pestjahr 1713 zurückreichende Entstehungsgeschichte berichtet: ELFRIEDE MARIA HUBER-REISMANN, Die medizinische Versorgung der Stadt Leoben vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Eine sozial-historische Quellenstudie zur Medizingeschichte und zur steirischen Stadtgeschichtsforschung. Dissertation an der Universität Graz 2009, S. 496-504. - Die Inschrift mit einem Chronogramm für 1716 lautet: „Hanc statuam / senatus populusque Leobienensis / pestifera lue absolutus / liberatoribus suis coelestibus / locavit.“

bringt: „Von Pest / Hunger / unnd Dheu- / rung erlese / uns o aler- / heilligste Dreyfaltigkeit. Amen.“ - An der erst 1747/48 an der Stelle eines älteren derartigen Monuments errichteten und weitaus aufwendiger gestalteten Säule von Weitra⁷³ befinden sich sogar drei lateinische Inschriften mit je einer an die Trinität gerichteten Bitte: Darin geht es um die Bewahrung vor Feuersbrünsten, vor dem „Gift der Pest“ und vor einem plötzlichen Tod, also durchwegs um stets zu befürchtende Bedrohungen des Menschen in seiner individuellen und gemeinschaftlichen Existenz⁷⁴.

5. Vertrauen auf göttlichen Schutz als Botschaft barocker Dreifaltigkeitssäulen

Das Bewusstsein der Bedrohung und des Angewiesenseins auf himmlischen Schutz zieht sich wie der sprichwörtliche rote Faden durch sämtliche Texte an den Dreifaltigkeitssäulen, da es oft auch mittelbar in Lobpreis und Dank anklingt. Dieser Umstand führt uns nochmals zurück zum allerersten derartigen Monument, zur hölzernen „Ehrensäule“ von 1679 auf dem Graben in Wien. Nach dem ursprünglichen Gelöbnis der Bürger dem Heiligen Geist und hierauf der Trinität gewidmet, steht sie in engstem Zusammenhang mit einem der schwersten Schicksalsschläge, von denen die Stadt Wien jemals heimgesucht wurde. Die für die Zeitgenossen außer allem Zweifel stehende kausale Verbindung zwischen dem Gelöbnis der Wiener und dem alsbaldigen Erlöschen der Seuche regte bereits in kurzer Zeit zur Nachahmung an. Die Kunde von der als wundersam empfundenen Rettung der kaiserlichen Residenzstadt vom Schrecken der Pest muss sich wie ein Lauffeuer verbreitet haben: Sie veranlasste die Menschen schon ab dem darauf folgenden Jahr im näheren und weitem Umkreis, von Mistelbach⁷⁵ bis Klagenfurt, zu

⁷³Dehio-Handbuch Niederösterreich (wie Anm. 3), S. 1280. Ausführlichere Hinweise zur Geschichte der Säule bietet: WOLFGANG KATZENSCHLAGER [und andere], 800 Jahre Weitra, Weitra 1983, S. 233, 242f. und 245.

⁷⁴Diese Inschriften befinden sich auf drei Tafeln an den drei Seiten des Sockels und haben folgenden Wortlaut: „Deus, / qui vere et vivus ignis es, / respice et libera nos ab / ira furente tua / et igne malo.“ - „Deus, / author et fautor huius operis, / respice in nos, miserere / et in suavitate tua / parce nobis.“ - „Deus, / qui iustus es et bonus, / respice et libera nos / filios tuos / a veneno pestis et / subitanea morte.“

⁷⁵Dehio-Handbuch. Niederösterreich (wie Anm. 3), S. 746. - In der Weinviertler Kleinstadt hat die Seuche zahlreiche Opfer gefordert: Im Totenbuch der Pfarre Mistelbach (Band I, S. 128-136) sind von Juli bis November 1680 nicht weniger als 109 Todesfälle „in peste“ eingetragen.

ähnlichen Gelübden, denen bald darauf die Errichtung der Säulen folgte⁷⁶.

Sinnhaftigkeit und Nutzen solcher Gelöbnisse wurden zu dieser Zeit nicht nur in den kirchlichen Kreisen eifrig propagiert, sondern auch von durchaus weltlicher Seite nachdrücklich betont und befürwortet: Ein zeitgenössischer steirischer Pestarzt, der im Kampf gegen die Seuche in einer geradezu modern anmutenden Sichtweise den größten Wert auf medizinische und hygienische Maßnahmen legte, hob jedoch in seinem in deutscher Sprache für einen weiten Leserkreis abgefassten Arzneibuch auch die Wichtigkeit der „geistlichen Mittel“ hervor⁷⁷. Er sah diese, außer in Gebet und bußfertigen Werken, vor allem in Gelübden zur Errichtung von Säulen zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit, und er wies dabei ausdrücklich auf das vorbildhafte Beispiel der „unglückseligen Wienerstadt“ hin: Dort hatte nach der Aufrichtung der Säule „die Pest von Tag zu Tag nachgelassen und sich bald hernach gantz völlig geendet.“

Beschränkte sich der am Wiener Vorbild orientierte Gebrauch dieses „geistlichen Mittels“ vorerst auf jene Regionen, in denen die Seuche grassierte oder deren Ausbruch zu befürchten war, so gewann die hiervon ausgelöste Entwicklung allmählich eine unverkennbare Eigendynamik: In vielen Städten und auch in kleineren Orten war es dann nicht mehr allein (wenn auch in den meisten Fällen auch weiterhin) die Pest, die zur Aufstellung von Dreifaltigkeitssäulen führte; auch die anderen, oben schon genannten akuten oder latenten Gefährdungen (Erdbeben, Krieg, Hunger, Feuer und plötzlicher Tod) boten ausreichenden Anlass, sich mit Lobpreis, Dank und Bitte unter den Schutz der drei göttlichen Personen zu stellen⁷⁸.

Weil unter den beiden großen Pestwellen des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts vor allem Österreichs nördliche, östliche und südöstliche Regionen zu leiden hatten,

⁷⁶Einen informativen Überblick über die Etappen der von Wien ausgehenden Verbreitung und Bekanntheit der Dreifaltigkeitssäulen bietet: HERRMANN, *De Deo uno et trino* (wie Anm. 26), S. 76-79.

⁷⁷ADAM LEBALD VON LEBENWALDT, *Land-, Stadt- und Haus-Artzneybuch*, Nürnberg 1695, S. 24. An anderer Stelle (S. 28) kommt der Autor auch auf Graz zu sprechen, wo die Pest 1680/81 gewütet hatte. Dort wurde nach ihrem Erlöschen „... zu Gedächtnus, daß Gott die leidige Seuch so bald und gnädig abgewend und uns noch hinfüro von einer so erschrecklichen Kranckheit durch seine Güte und Barmhertzigkeit behüten wolle“, eine „Danck- und Denck-Seulen, ... aus Kupffer, starck und reichlich verguldet“, aufgerichtet.

⁷⁸Dazu sei hier noch ein Beispiel aus dem niederbayerischen Straubing angeführt: Als die Stadt im Spanischen Erbfolgekrieg im Sommer 1704 von kaiserlichen Truppen belagert und besetzt wurde, gelobten die Bürger für den Fall eines glimpflichen Verlaufs dieser Ereignisse die Errichtung einer Dreifaltigkeitssäule, die 1709 eingeweiht wurde. Siehe dazu: *Dehio-Handbuch. Bayern II / Niederbayern*, Darmstadt 1988, S. 706.

erklärt sich daraus auch weitgehend die so auffallend ungleiche Verteilung der Dreifaltigkeitssäulen auf die einzelnen Regionen: die starke Häufung in einigen Teilen Niederösterreichs und im Burgenland, die weitaus geringere Anzahl in der Steiermark und in Kärnten (hier sind sie vor allem in der östlichen Hälfte des Landes zu finden) und schließlich ihr vollständiges Fehlen in Westösterreich: Dort war die Seuche nach dem „großen Tiroler Pestjahr“ 1611/12 nicht mehr nennenswert in Erscheinung getreten⁷⁹, sodass das Wiener Beispiel nicht wie in den anderen Regionen in ähnlicher Weise Schule machen konnte.

Dieser hier mit nur wenigen Strichen skizzierte Ablauf von Entstehung und Verbreitung der barocken Dreifaltigkeitssäulen lässt nun die drei in den herangezogenen landesgeschichtlichen Publikationen vertretenen Deutungsversuche und ihre Voraussetzungen in einem neuen Licht erscheinen. Der Umstand, dass solche Monumente deswegen fast durchwegs in den ehemals habsburgischen Territorien zu finden sind, weil diese besonders arg von der Pest in Mitleidenschaft gezogen wurden⁸⁰, hat in der ersten These unverkennbar zu einer Umkehrung von Wirkung und Ursache geführt: In Wirklichkeit hat nicht eine vom Kaiserhaus propagierte, trinitarisch geprägte Staatsmystik (die es ja in dieser Form gar nicht gegeben hat) ihren Ausdruck in der Errichtung von Dreifaltigkeitssäulen gefunden; vielmehr wurde deren zahlreiche Präsenz im Imperium der Habsburger offenkundig zum Anlass dafür genommen, eine solche Staatsmystik als Erklärungsmodell zu postulieren.

Ähnlich verhält es sich wohl auch mit der Deutung der Monumente als „Siegeszeichen der Gegenreformation“: Die schlichte Tatsache, dass die meisten von der Pest heimgesuchten Regionen mit entsprechend vielen Votivsäulen aus historischen Gründen zugleich jene sind, die ehemals auch die Schauplätze der gegenreformatorischen Aktionen waren⁸¹, mag dazu verleitet haben, für zwei

⁷⁹ Für einen kurz gefassten Überblick siehe: FRANZ KOLB, Die Pest im Wipptale (Silltale) 1611-1612. In: Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 31 (1951), S. 441-454. Eine ausführliche Schilderung bietet: BERNHARD SCHRETTTER, Die Pest in Tirol 1611-1612, Innsbruck 1982.

⁸⁰ Zur Ausbreitung der Seuche in Niederösterreich siehe: KARL GUTKAS, Geschichte des Landes Niederösterreich, St. Pölten 1973, S. 281-283 (Pestjahre 1678 und 1679) und 295f. (Pestjahre 1711-1714)

⁸¹ In diesem Zusammenhang ist jedenfalls bemerkenswert, dass etwa im obersteirischen Ennstal, wo die von Bischof und

voneinander unabhängige Phänomene nachträglich einen vermeintlichen kausalen Zusammenhang herzustellen. In der Sicht der Protestanten musste dann allerdings die enorme Häufung von Dreifaltigkeitsdarstellungen in den katholischen Ländern, auch wenn sie keiner konfessionellen Intention entsprang, das bildhafte Trinitätsmotiv als „typisch katholisch“ erscheinen lassen. Daraus erklärt sich zweifellos die weitgehende Abneigung, die man ihm auf evangelischer Seite entgegenbrachte.

Schließlich ist auch an der These von der „kommunalen Inszenierung“ eine Verwechslung von Ursache und Wirkung festzustellen: Die Errichtung einer Ehrensäule, die der Trinität geweiht war, hatte von sich aus keinesfalls den Zweck, den Pranger zu verdrängen; in vielen Orten stehen beide bekanntlich auch heute noch friedlich nebeneinander auf dem Hauptplatz. Weil aber ein solches, der höchsten himmlischen Instanz gewidmetes Monument nun einmal nur den vornehmsten Platz einnehmen konnte, musste ein anderes Gebilde, das vorher dort gestanden war, zwangsläufig anders wohin versetzt werden.

Diese Bezugnahme auf den angeblichen „Säulentausch“ bietet abschließend die Gelegenheit, nochmals auf die Dreifaltigkeitssäule in Zwettl zurückzukommen. Die bereits an anderer Stelle zitierte Inschrift enthält nur den bekannten Lobpreis der göttlichen Personen, aber keinen Hinweis auf den Grund für die Errichtung dieser Säule. Darüber erfahren wir hingegen etwas aus den Ratsprotokollen, wo zum 9. August 1726 der von Magistrat und Bürgern in dieser Sache einstimmig gefasste Beschluss eingetragen ist⁸²: [Es solle] „auch alhier, zuvorderist dem Drey-Einigen Gott zu Ehren und schuldiger Danckbarkheit, dass die Statt und ganze Burgerschaft bishero von so viel unterschiedlichen Pesst, Krieg, Feyer- und Wassers-Not gahr genädigklich behüettet und bewahret worden, eine stainerne Ehren-Säulen mit der Biltnuß der Allerheyligsten Dreyfaltigkeit in der Statt aufgerichtet ... werden.“ Im Jahr darauf fasste ein landesfürstlicher Beamter, von dem sich der Magistrat ein Gutachten zur Versetzung des Prangers erbeten hatte, in seiner Zuschrift an die

Landesfürst energisch betriebene Rekatholisierung schon früh als erfolgreich abgeschlossen galt (siehe dazu: FRANZ HUTTER, Geschichte Schladmings und des steirisch-salzburgischen Ennstales, Graz 1906, S. 265-279), die Pest aber nirgends aufgetreten ist, keine einzige Dreifaltigkeitssäule errichtet wurde.

⁸²Stadtarchiv Zwettl, Ratsprotokolle 2/13 (1705-1727), Bl. 338v.

Ratsherren den Sinn und Zweck und damit die Botschaft der neuen „Ehrensäule“ in einem bemerkenswerten Satz zusammen: Dieses Monument werde eine Vermehrung des göttlichen Segens über die ganze Stadt nach sich ziehen, und seine Aufstellung auf dem stark frequentierten „Prinzipal-Platz“ sei dadurch gerechtfertigt, dass künftig „die Vorbeigehenden Gott mit einem 'Vater unser' oder einem 'Gloria Patri' verehren“ werden⁸³.

Somit umfassen die auf die Zwettler Säule Bezug nehmenden Schriftquellen in ihrer Gesamtheit, ausdrücklich und implizit, eben jene drei grundlegenden Gebetshaltungen, die wir bereits auf den Inschriften der Wiener „Pestsäule“ gefunden haben. Die darin enthaltene Botschaft können wir mit Fug und Recht auch für die sieben Kärntner Säulen, entsprechend ihrem inschriftlichen Selbstzeugnis, erschließen: Vertrauen auf himmlischen Schutz und Segen für den Ort und seine Bewohner, die sich als Stifter solcher Monumente mit Lobpreis, Dank und Bitte an die göttliche Dreifaltigkeit wenden. Das ist nun freilich keine unerhörte Neuerkenntnis, wohl aber die Wiedergewinnung jener authentischen, den Zeitgenossen selbstverständlichen Sichtweise auf die barocken Dreifaltigkeitssäulen, die in den neueren, im vorliegenden Beitrag kritisch erörterten Deutungsversuchen verloren gegangen ist.

⁸³Eine Abschrift dieses ausführlichen, vom 15. Mai 1727 datierten Briefes (sein Verfasser ist der vor allem für die Leitung der Richter-Wahlen in den Städten zuständige Wahlkommissär Johann Georg Keeß) ist in dem in der vorigen Anm. genannten Band der Ratsprotokolle auf Bl. 353v zu finden.

Bild-Anhang

Die sieben Kärntner Dreifaltigkeitssäulen in alphabetischer Reihenfolge ihrer Standorte

Ikonographische Hinweise zu den Dreifaltigkeits-Darstellungen

An den Säulen in Althofen, Gmünd, Klagenfurt und Völkermarkt ist die Trinität in der Form des sogenannten Gnadenstuhls (auch „vertikale Trinität“) dargestellt: Gottvater, auf dem Thron sitzend, hält vor sich das verkleinert dargestellte Kreuz mit dem toten Sohn; in die daraus resultierende senkrechte Anordnung ist auch der Heilige Geist in der Gestalt einer Taube einbezogen. Es handelt sich dabei um eine bis ins späte Mittelalter zurückreichende Darstellungsweise.

An den Säulen in Feldkirchen, St. Veit und Villach thront die zweite göttliche Person als Auferstandener, mit dem Kreuz im Arm, zur Rechten des Vaters („horizontale Trinität“). Der Heilige Geist als Taube ist oberhalb von Vater und Sohn in einem Strahlenkranz (oder Strahlen aussendend) zu sehen. In dieser in der frühen Neuzeit entstandenen Weise wurde die Dreifaltigkeit in Österreich erstmals an der Wiener „Pestsäule“ dargestellt; sie trat im 18. Jahrhundert weitgehend an die Stelle der älteren Darstellung des Gnadenstuhls, konnte diese aber nie ganz verdrängen.

Bildquellen-Nachweis

Die folgenden Abbildungen wurden sämtlich den Fotos entnommen, die im Internet unter www.de.wikipedia.org/Liste_der_denkmalgeschützten_Objekte_in_ (Ortsname) den Objekten der jeweiligen Gemeinde beigegeben sind.

Althofen / Salzburger Platz



**Datiert 1682, Stifter und Künstler unbekannt
Dreifaltigkeits-Darstellung in der Form des Gnadenstuhls**

Feldkirchen / Hauptplatz



Gestiftet 1760 von Maria Fras, geborene Rabinig

Gmünd im Maltatal / Hauptplatz



Errichtet vom Magistrat anlässlich des Erdbebens vom 4. Dezember 1690

Dreifaltigkeits-Darstellung in der Form des Gnadenstuhls

Klagenfurt / Alter Platz



Von Ständen und Bürgern 1681/82 ursprünglich auf dem Heiliggeistplatz errichtet
Veränderungen (bekrönendes Kreuz über Halbmond) nach 1683
Dreifaltigkeits-Darstellung am Fuß der Säule in der Form des Gnadenstuhls

St. Veit an der Glan / Hauptplatz



**Errichtet 1715/16 von Angelo de Putti
im Auftrag von Magistrat und Bürgerschaft**

Villach / Hauptplatz



Errichtet 1739 im Auftrag der Bürgerschaft, wahrscheinlich von Franz Bettini

Völkermarkt / Hauptplatz



**Errichtet von den Bürgern anlässlich der Pest von 1715
Dreifaltigkeits-Darstellung in der Form des Gnadenstuhls**

Weinbau im Raum Millstatt

Thomas Zeloth

Einleitung

Weinbau ist in Kärnten seit dem Jahre 822 schriftlich bezeugt¹, er wurde wohl schon seit der Römerzeit betrieben und hatte bis ins 20. Jahrhundert Bestand². Seit der Wiederbelebung der Weingärten in Kärnten in den 1970er-Jahren hat Weinbau in Kärnten heute eine gewisse Konjunktur, obwohl die drei letzten schwierigen Jahre die Euphorie ein bisschen gebremst haben. Im Wesentlichen zeigt sich, dass sich der geografische Rahmen des historischen Kärntner Weinbaus auf das gesamte Klagenfurter Becken und das Lavanttal erstreckte. Wir finden ihn bei Althofen im Norden und im Süden am Karawankenrand, von der Villacher Senke im Westen bis Ettendorf im Lavanttal im Osten. Nur in wenigen Fällen lag der historische Weinbau außerhalb dieser Großlandschaften, etwa bei Arnoldstein. Einige wenige Gebiete lagen in Oberkärnten (Millstatt und Umgebung) und einige wenige Weingärten sogar bei Spittal an der Drau. Die Zentren des Weinbaus lagen im Lavanttal und im Jauntal, diese beiden Gebiete verdienen auch als einzige in Kärnten die Bezeichnung „Weinbauregionen“. Intensiv war der Weinbau auch im nördlichen Klagenfurter Becken, bei Launsdorf, Thalsdorf und St. Georgen am Längsee³.

Dieser Beitrag orientiert sich am Raum Millstätter See und nicht nur an der Grundherrschaft Stift Millstatt allein, obwohl sie im Weinbau der Gegend natürlich führend war. Wie in allen Klöstern und geistlichen Einrichtungen in Kärnten gehörte Weinbau zu einer wichtigen landwirtschaftlichen Tätigkeit des Stiftes oder besser zu einer gärtnerischen Betätigung, denn der Weinbau ist ja Teil der Gartenkultur, für den größere Einrichtungen und personelle Strukturen geschaffen wurden. Daher nehmen die Kärntner geistlichen Einrichtungen auch eine so hervorragende Stellung im Weinbau ein. Über das Stift Millstatt sind mehrere einschlägige Arbeiten und Dissertationen erschienen, in denen der Wirtschaft des Klosters mehr oder weniger breiter Raum gewidmet wird. Über den Weinbau, immerhin ein zwei Jahrhunderte selbstverständlicher Teil der Klosterwirtschaft, ist aber recht wenig vorhanden.

Weinbau am Millstätter See

Topographische und klimatische Voraussetzungen

Das Zentrum des Oberkärntner Weinbaus lag zwischen dem Millstätter See und der Millstätter Alpe. Diese bildet einen südwestlichen Ausläufer der Nockberge, die wiederum Teil der Gurktaler Alpen sind. Ein Teil der Ortschaften liegt in rund 600 Meter Seehöhe direkt am Seeufer, der größere Teil auf einer Terrasse rund 260 Meter darüber. Das historische Weinbaugebiet – wo auch der Flurname

¹ Monumenta historica Ducatus Carinthiae (MC), Bd. III, Nr. 10 (10. 7. 822).

² Thomas Zeloth, 2000 Jahre Weinbau in Kärnten. Geschichte und Strukturen (= Das Kärntner Landesarchiv 47). Klagenfurt 2018.

³ Zeloth, Weinbau, S. 73–157.

„Weinleiten“ vorhanden ist – lag auf einer Terrasse zwischen 700 und 740 Metern. Die Hänge sind nach Südwesten ausgerichtet, weisen ein Gefälle von 17 Prozent auf, sind also relativ flach. Nicht ausgeschlossen ist jedoch, dass auch an der Stufe zwischen diesem Gebiet und dem Zentralort Millstatt, der auf 580 Meter Seehöhe liegt, Weinbau betrieben wurde. Auch dort war das Gefälle mit 36 Prozent nicht allzu steil. Allerdings zeigt aber der Solarkataster, dass das Solarpotential, d. h. der Strahlungsgenuss bei den aufgestellten Flächen gar nicht so hoch ist. Ähnliche topografische Bedingungen herrschten im Norden des Sees, wo in einer leichten Beckenlage an den südlich ausgerichteten Hängen über Seeboden ebenfalls Weinreben gepflanzt wurden. Der dem See im Westen vorgelagerte Mittelgebirgszug mit Seehöhen von bis zu 850 Metern schafft eine Beckenlage, ohne dabei den Ostteil zu sehr zu beschatten. Zudem führen die offene Beckenlage und der Schutz gegen Nordwinde durch die im Norden des Sees befindlichen Mittelgebirge zu einem Mikroklima.

Römischer Beginn?

Es gibt einen bedeutenden materiellen Hinweis für den römischen Weinbau in Kärnten, der aus dem geografischen Raum stammt. Die Spolie aus Rosegg, eine Gestalt eines Dieners, der ein Winzermesser, „jedenfalls ein landwirtschaftliches Werkzeug“ in der Hand hält, dürfte sich zunächst in Teurnia befunden haben und wurde „in nachantiker Zeit drauabwärts“ transportiert und als Baumaterial verwendet. Die Darstellung ist ziemlich einmalig, die Diener trugen in der Regel „Utensilien, die beim Totenopfer bzw. Reinigungsopfer erforderlichen waren“, die der Toilette des Herrn dienten (Spiegel und Schmuckkästchen) und seinen Reichtum andeuten sollten und Schreibutensilien, die dem Ausdrücken der Bildung dienten. In diesem Fall diente „der Diener als Bildsymbol für den wohlbestellten Haushalt des Grabinhabers“⁴. Man darf sich auch eine andere Frage stellen: War der Herr des Dieners mit Rebmesser, für den ein Grabmal errichtet worden war, ein Weingutbesitzer? (Abb. 1).

Auch die in Kärnten aufgefundenen römischen Gutshöfe befanden sich alle naturgemäß in den Gunstlagen des Landes, die zum Teil auch mit dem Weinbau in Zusammenhang zu bringen sind. An der Ostseite des Millstätter Sees befand sich bei Dellach ebenfalls ein Gutshof, dort ist der Weinbau seit dem Mittelalter urkundlich belegt⁵.

Erste schriftliche Belege

Der früheste urkundliche Beleg für Weinbau in der Gegend stammt nicht aus Millstatt selbst, sondern aus dem rund fünf Kilometer nordwestlich gelegenen Kraut (Kraut bildet heute einen Ortsteil von Seeboden). Zwischen 1065 und 1075 schenkten einige Adelige der Brixener Kirche unter Bischof

⁴ Gernot Piccottini, Römerzeitliche Grabbauspolien aus der Drau bei Rosegg, in: Carinthia 200 (2010), S. 19–42, hier 23 f.

⁵ Archäologischer Atlas von Kärnten, hg. von Gernot Piccottini unter Mitarbeit von Erich Wappis. Klagenfurt 1989.

Altwin Güter in Kraut und Umgebung. Dabei wird das Gut Kraut „cum vinea“ – mit dem Weingarten genannt, bei einer weiteren Schenkung bloß in der Aufzählung (Pertinenz)⁶.

Ein früher Weinbau aus der Gründungszeit des Stiftes Millstatt lässt sich urkundlich nicht belegen, wir sind auf Vermutungen angewiesen. Zur Ausstattung des Klosters gehörte auch die „curia Sirnuwich“, eine Ortsbezeichnung, die sich – jedenfalls im Einflussbereich des Klosters St. Paul im Lavanttal in Unterkärnten in Völkermarkt und am Haberberg bei Griffen mit dem Weinbau in Verbindung bringen lässt⁷. Diese „curia Sirnuwich“ ist das heutige Tschierweg, eine Streusiedlung auf rund 800 Metern Seehöhe. Tschierweg wurde erstmals zwischen 1075 und 1090 genannt. Das Gut wird in der Bestätigung der Besitzungen des Klosters Millstatt durch Papst Alexander III. im Jahre 1177 als „curia Sirnuwich“ bezeichnet. Solche Höfe tauchen in den Urkunden des 11. bis ins 13. Jahrhundert als Sirnowik, Sirnewich (Weinberg bei Völkermarkt), Sirneco, Syrneko, Sernekkowi, Syrneco usw. (St. Nikolai am Windischen Weinberg) in Unterkärnten auf. Dabei könnte es sich um alte Weinhöfe gehandelt haben, von wo aus der Weinbau in der Umgebung betrieben wurde. Die Weingüter wurden später geteilt und als selbständige Bauernstellen ausgegeben, was wir etwa im Umfeld des Klosters St. Paul im Lavanttal beobachten können. Vielleicht handelte es sich bei Tschierweg auch um einen solchen Hof, allerdings vergehen zwischen der letzten Nennung des ursprünglichen Namens Sirnuwich im Jahre 1207 und der nächsten Nennung des Weinbaus im 15. Jahrhundert mehr als 200 Jahre.

Millstätter Stiftsweinbau

Die urkundliche Überlieferung des Stiftsweinbaus setzt im Jahre 1410 ein⁸, im Laufe des 15. Jahrhunderts wird diese immer dichter, noch unter der Führung der Benediktiner, als auch nach dem Übergang der Besitzungen an den St.Georgs-Ritterorden. Das „älteste“ Urbar des Klosters Millstatt von 1469/1470 zählte Weingärten in Kraut, Großdombra, vier bei den Klosterern und Lehnern, die in der Nähe des Stiftes zu suchen sind und einen am Glanz, also am „Glanzboden“ nordöstlich des Klostermarktes auf⁹. Im Urbar von 1520 werden zehn Weingärten rund um den Klostermarkt genannt, aber auch bei Obermillstatt befanden sich zwei Weingärten, ein Weingarten lag in Dellach. Der Höhepunkt des Millstätter Weinbaus dürfte in der frühen zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erreicht worden sein, als es 20, dem Kloster zehentpflichtige Weingärten gab. Zudem besaß das Stift noch dominikale Weingärten, für deren Bearbeitung ein Weinzierl (Weinhauer) zuständig war, für den auch Instruktionen vorliegen. Für das 16. Jahrhundert liegt auch eine Fülle von Besitzübergängen vor (Abb.2).

Auch um die bereits erwähnten Weingärten in Kraut bemühte sich das Stift. So wurden um die Mitte des 15. Jahrhunderts Äcker verliehen, mit der Auflage, daraus Weingärten zu machen. Überhaupt

⁶ Zeloth, Weinbau, S. 152 f.

⁷ Zur Diskussion des Namens siehe bei Zeloth, Weinbau, S. 270 f.

⁸ Das Folgende, wenn nicht anders zitiert nach Zeloth, Weinbau, S. 153–155.

⁹ Alfred Ogris (Hg.), Die ältesten Urbare, Zehent- und Robotverzeichnisse des Kloster Millstatt in Kärnten (1469/70 bis 1502) (= Das Kärntner Landesarchiv 43). Klagenfurt 2014.

scheint die Gegend gut für den Weinbau geeignet gewesen zu sein, denn auch die Familie Khevenhüller bemühte sich auf ähnliche Weise um den Weinbau. Sie erhielt im Jahre 1498 einen Weingarten, in dem einem Untertanen ein Acker „ob Crowth(e)n [Kraut bei Seeboden] daran er wein wach gemacht hat [Wein angepflanzt hat]“, verliehen wurde. Im Lauf der nächsten Jahrzehnte wurden die Khevenhüller noch Besitzer weiterer Weingärten in dem Raum. Weinbau wurde auch unmittelbar beim See betrieben, eine Urkunde aus dem Jahre 1532 nennt dort drei Weingärten. Im Franziszeischen Kataster ist eine Flur in Seeboden noch mit Weingart bezeichnet (in der Schönausfertigung falsch Weigart)¹⁰.

Am Ende des 16. Jahrhunderts war der Höhepunkt des Millstätter Weinbaus bereits überschritten. Zwar gab es vor allem im Nahebereich des Stiftes noch 13 Weingärten, von denen aber bereits drei „ausgeschlagen“, d. h. in Acker umgewandelt waren. Nun überstiegen die Kosten für die Bearbeitung der Weingärten die Erträge und schon im Jahre 1599 schlug der Pfleger vor, „dieselben gänzlich auszuschlagen, und zu ackerbau zu gebrauchen“, was auch getan wurde. Im Urbar und Grundbuch, angelegt anlässlich der Übergabe der Herrschaft Millstatt an die Jesuiten im Jahre 1599, wurde angemerkt: „Alle Weingarten so zum Stifft Müllstatt gehörig, seindt außgeschlagen und zu Ackern gemacht worden“, d. h. der herrschaftliche Weinbau des Stiftes fand hier sein Ende¹¹. Vielleicht kamen den Jesuiten als Besitzer der Herrschaft die zum Bergrecht oder Lehen ausgegeben Weingärten, die frei zu verkaufen und zu vererben waren, in ihrem allgemeinen Bestreben das günstige bauerliche Erbrecht der Millstätter Untertanen zurückzudrängen, auch wie ein Fremdkörper in ihrem Besitz vor. Wurde der Weingarten in einen Acker umgebaut, erlosch das unbeschränkte Verkaufs- und Erbrecht (Abb. 3).

War es sonst üblich, dass die Untertanen „für Sidlgelt ain Viertel Wein“ gaben, „schien es ihnen beschwerlich und [vor allem] dem Gotteshaus nicht rhümlich“, daher wurde die Weingabe um 1598 in Geld umgewandelt. Schon im Urbar von 1599 ist kein Weinzehent mehr in Anschlag gebracht worden, auch keine Geldablöse. Sind die Nennungen für Weingärten in Kauf- oder Erbverträgen im 16. Jahrhundert noch recht zahlreich, gibt es für das 17. Jahrhundert nur noch eine Erwähnung im Jahre 1604. Der Weinbau der Untertanen wurde in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts aufgegeben, das Urbar aus dem Jahre 1670 nennt keine Weingärten mehr.

Auch bei Kraut und Techendorf war der Weinbau nicht mehr ertragreich, denn auch dort sind Mitte des 17. Jahrhunderts die Weingärten abkommen, „weil diesselben nicht recht tragen wollen“ [...]¹². Daher wurden die Reben ausgeschlagen und Velder daraus gemacht“. Eine der letzten Nennungen in der Gegend bezieht sich auf den Weingarten in Kraut im Jahre 1653¹³.

Weinbau bei Lieserhofen und Sommeregg¹⁴

¹⁰ KLA, Franziszeischer Kataster, KG Seeboden 73212.

¹¹ Zeloth, Weinbau, S. 155.

¹² Zeloth, Weinbau, S. 153.

¹³ Zeloth, Weinbau, S. 155.

¹⁴ Das Folgende nach Zeloth, Weinbau, S. 155 ff.

Noch zum Millstätter Produktionsgebiet gehörten ein Weingarten in Lieserhofen, der im 11. Jahrhundert genannt wird, über den später aber nichts mehr bekannt ist und die Weingärten in Sommeregg, von denen wir mehr wissen. Die erste gesicherte Nennung eines Weingartens in Sommeregg erfolgt im Jahre 1511. Wahrscheinlich ist der Weingarten noch älter. Die Kirche Treffling hatte für den Weingarten das Recht auf den Weinzehent, der in einer im 16. Jahrhundert entstandenen Sammelhandschrift des Stiftes Millstatt verzeichnet ist und auf Abschriften älterer Urbare beruht. Die Familie Khevenhüller erhielt im Jahre 1544 Weinzehente und Bergrechte samt einem Hof im Amt Sommeregg gelegen, so dass man von einer gewissen Verbreitung des Weinbaus ausgehen kann. Im Urbar von 1570 wurde festgehalten, dass der Dominikalweingarten unter dem Schloss lag (dafür kommt eigentlich nur eine südwestlich ausgerichtete Terrasse in 771 Metern Seehöhe in Frage) und im selben Jahre drei Weingärten verkauft wurden. Wahrscheinlich lagen sie unmittelbar unter dem herrschaftlichen Weingarten, in einer Flur, die im Franziszeischen Kataster die Bezeichnung „Baumgarten“ erhielt. In guten Jahren sollten die Weingärten 50 Yhren, also fast 4000 Liter Wein gegeben haben, die Herrschaft verfügte auch über ein eigenes Presshaus. Mitte des 17. Jahrhunderts sind der Herrschaftsweingarten und die Bauernweingärten bereits aufgelassen (Abb. 4)

Zusammenfassend kann man sagen, dass, abgesehen von ein paar frühen Nennungen im 11. Jahrhundert, die Parallelen zu der Entwicklung in Unterkärnten aufweisen, der Weinbau im Raum Millstatt im 15. und 16. Jahrhundert seine kurze Blüte erlebte und in dieser Zeit recht verbreitet war. Schon im 17. Jahrhundert war er fast verschwunden. Die Erinnerung an den Weinbau lebte in den Flurnamen bis ins 19. Jahrhundert weiter.

Motive für den Weinbau

Stellt sich die Frage, warum man hier in diesem Gebiet, doch abseits der Hauptregionen Weinbau betrieben hat? Ganz allgemein betrieb man Weinbau in Kärnten, weil Wein für die Kirche und den Kult unersetzlich ist, weil Weinbau beim Adel zum Prestige gehörte, auch eine Einnahmequelle und ein wichtiges Element der Eigenwirtschaft war. Er wurde von den Bürgern aus wirtschaftlichen Motiven und von den bäuerlichen und ländlichen Schichten als Einnahmequelle und zur Selbstversorgung angebaut.

So wie im übrigen Kärnten kommen alle beteiligten sozialen Schichten im Millstätter Weinbau zusammen¹⁵. Schon die Entstehung ist für die Frühzeit des Kärntner Weinbaus charakteristisch: Adelige stifteten ihren Weingartenbesitz den Kirchen. Offensichtlich gehörte der Weingarten zu adeligen Eigenkirchen, für die Wein unerlässlich war. Hier bestand quasi eine Schnittstelle zwischen adeligen und kirchlichen Weinbau. Im späten Mittelalter wurde Weinbau offensichtlich lukrativ, oder zumindest ein wichtiges Element der Eigenwirtschaft, er brachte Einnahmen aus dem Bergrecht und dem Zehent. Die Khevenhüller besaßen nicht nur in Sommeregg und bei Millstatt Weingärten, sondern auch in Unterkärnten. Größere Weingärten spielten dann für den Adel in der Gartenkultur eine Rolle, sie waren ein

¹⁵ Zeloth, Weinbau, S. 172–183.

„Hobby“ wenn man so sagen will und dienten dekorativen Zwecken. Zahlreiche Burgen und Schlösser, auch Sommeregg, besaßen schon im 16. Jahrhundert einen Weingarten. Seit dem späten 18. Jahrhundert gehörte ein kleiner Weingarten wieder zum „Programm“ adeliger Gärten und diente repräsentativen Zwecken.

Auch der bürgerliche Weinbau, mit Ausnahme der Städte Völkermarkt und besonders Wolfsberg, war in Kärnten eher wenig verbreitet, in anderen Produktionsgebieten, wie etwa in den niederösterreichischen Weinbaustädten war er das Hauptmotiv. In Millstatt ist er ebenfalls vertreten, indem etwa Bürger aus der Stadt Gmünd Weingärten um Millstatt besaßen. Allerdings scheinen hier nicht der bürgerliche Erwerbssinn, die Produktion eines marktfähigen Gutes und der Verkauf gegen Geld das Hauptmotiv zu sein, sondern die verwandtschaftlichen und herrschaftlichen Beziehungen zwischen Millstatt und Gmünd. Auch bürgerliche Institutionen, wie das Spital in Gmünd, das den Wein zur Versorgung der Insassen benötigte, besaßen Weingärten in Millstatt.

Das Hauptmotiv für den Weinbau um Millstatt dürfte aber in der Klosterwirtschaft liegen¹⁶. Diese Verbindung von Klosterwirtschaft und Weinbau war zunächst nicht selbstverständlich und wurde erst notwendig, als man sich im Zuge der columbanischen Reformen der Klöster praktischen Aufgaben, wie der Seelsorge widmete. Wahrscheinlich mussten die Benediktinermönche aus Hirsau aus dem Schwarzwald, die die Klöster St. Paul im Lavanttal und Millstatt gründeten, den Weinbau erst ebenso „erlernen“, wie die Zisterzienser aus Villers-Bettnach aus Nordfrankreich, die Stift Viktring besiedelten. Nur die Benediktiner, die Ossiach gründeten und angeblich aus Niederaltaich an der Donau stammten, dürften Erfahrungen im Weinbau gehabt haben¹⁷.

Wein bzw. alkoholische Getränke gehörten im Mittelalter zu den Grundnahrungsmitteln. Gemessen an dem, was in früheren Jahren an Kalorien, d. h. an Unterlage, zur Verfügung stand, können wir davon ausgehen, dass die meisten schweren Arbeiten in schwer alkoholisiertem Zustand erledigt wurden. Wein war solange ein Nahrungsmittel, bis er von der Kärntner Biervariante, dem Steinbier, in Unterkärnten vom Obstmost und in Oberkärnten vom Branntwein verdrängt wurde. Wein war und ist auf Grund seiner Kalorienhaltigkeit ein wichtiges Fastengetränk, denn: Liquidum non frangit jejunum – Flüssiges bricht das Fasten nicht. Das ständig beschäftigte Verwaltungs- und Hauspersonal des Klosters umfasste um 1570 etwa 50 Personen, die zu versorgen waren. Wahrscheinlich herrschten ähnliche Verhältnisse wie im Kloster Arnoldstein, wo die Dienstboten täglich ein Quart (Viertel) Wein, rund 1,2 Liter erhielten!

Woher stammte der Wein? Die Benediktinermönche tranken wohl schon wellische, d. h. aus Italien stammende Weine, die Untergebenen mussten mit dem qualitativ schlechteren Marchburger Wein Vorlieb nehmen, der aus den 16 Weingärten nahe Maribor/Marburg stammte, die der Kommende Rechberg (damit dem St. Georgs-Ritterorden) gehörten. Sie stammten aus der Stiftung des Ladislaus

¹⁶ Zur Klosterwirtschaft in Bezug auf den Wein siehe: Kärntner Landesarchiv (KLA), Millstatt, Sch. 27, Nr. XV/1.

¹⁷ Zeloth, Weinbau, S. 174 ff.

Prager, der im Jahre 1495 die Kommende Rechberg und dazu auch die Güter und Weingärten in Marburg stiftete. Allerdings scheint dieser Wein keine besondere Qualität gehabt zu haben. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts liest man von den Klagen aus Millstatt wegen des schlechten Weins, es sollte besserer Wein nach Millstatt gebracht werden. Am Ende des 16. Jahrhunderts wurden im ehemaligen Kloster vor allem italienische Weine getrunken, die Dienstboten mussten mit dem heimischen „Bauwein“ aus Millstatt Vorlieb nehmen. Es gibt Hinweise darauf, dass der heimische Wein dem süßeren älteren italienischen Wein untergemischt wurde, um diesen mehr Frische zu geben. Der heimische Wein wurde auch in der eigenen Weinstube ausgeschenkt, aber es scheint, dass das Bierbrauen für das Stift das größere Geschäft war.

Flächen und historische Produktionstechniken

Setzt man die in der frühen Neuzeit möglichen Hektarerträge und die Fläche in Beziehung, dürfte die herrschaftlichen Weingärten eine Fläche von rund vier Hektar umfasst haben, die Bauern dürften noch einmal auf rund drei Hektar Wein gepflanzt haben. Insgesamt betrug die Weingartenfläche in der Gegend also rund sieben Hektar.

Die Reben standen einzeln und waren auf den von den Untertanen als Zins abgelieferten Weinbaustecken aufgebunden. Nicht nur in dieser Form ist Weinbau eine sehr personalintensive gärtnerische Tätigkeit. Neben der Weinlese, die besonders viele Hilfskräfte erfordert, kamen im Jahreskreis noch weitere Arbeiten, wie Erde auftragen, das Schneiden, Binden, Jäten, Abwipfeln etc. Die Bearbeitung des Weingartens erfolgte durch einen hauptamtlichen Weinzierl, d. h. Winzer, mit Hilfe von Tagelöhnern. Innerhalb eines Jahres (das „Geschäftsjahr“ reichte jeweils von St. Georg am 24. April bis zum nächsten 24. April) verursachte der stiftseigene Weinbau im ersten Halbjahr Kosten von 50 Gulden, im 2. Halbjahr Kosten von 29 Gulden, zusammen 79 Gulden im ganzen Jahr¹⁸. Die Weinlese erfolgte ab dem 25. Oktober, also sehr spät, rund eine Woche später als noch in Unterkärnten, ein Hinweis auf die sehr spätreifen Sorten, die in diesem Raum gepflanzt wurden, wahrscheinlich handelte es sich ebenfalls wie im größten Teil von Kärnten um einen Blauen Wildbacher, aus dem man in der Steiermark den Schilcher gewinnt.

Eine Aufstellung aus dem Jahre 1582 zeigt, dass die Ernte von den herrschaftlichen Weingärten rund 4.500 Liter Wein betrug, die Ernte der Bauern betrug rund 3.000 Liter, zusammen rund 7.500 Liter Wein, für die man heute rund 10.000 Flaschen brauchen würde¹⁹. Die Verzeichnisse des Zehentweines in Millstatt zeigen abnehmende Erträge. Sind es im Jahre 1562 noch 45 Yhren, also rund 3500 Liter, dann aber in den folgenden Jahren durchwegs nur noch 15–16 Yhren (rund 1.100 Liter), d. h. es gab einen Produktionsrückgang von zwei Dritteln. Die Kosten blieben die gleichen, bzw. stiegen am Ende des 16. Jahrhunderts auf Grund steigender Löhne noch an. Das scheint auch der Grund zu sein,

¹⁸ KLA, Millstatt, Sch. 27, Nr. XV/1.

¹⁹ KLA, Millstatt, Sch. 27, Nr. XV/1.

warum der Weinbau am Ende des 16. Jahrhunderts von den kühl kalkulierenden Jesuiten so schnell aufgelassen wurde.

Wir wissen aufgrund der für den Kärntner Weinbau vorhandenen Quellen über die Ernte, die Verarbeitung der Trauben und das Pressen recht gut Bescheid, über die weitere Behandlung und Lagerung des Weins im Keller haben wir aber nur geringe Kenntnisse²⁰. Es gab auch in Millstatt einen Kellermeister, dieser war für alle Vorräte im Keller, u. a. auch für den Wein zuständig. Wie bei allen Klöstern, Stiften und Herrschaften lagerten auch im Keller in Millstatt größere Mengen von Wein. Im Jahr 1583 zu Georgi waren es rund 25.000 Liter, meist in Fässern zu 560 Liter Fassungsvermögen eingelagert. Im Keller gab es also mindestens 45 Fässer.

Wenn wir heute an Wein denken, dann an das wohlschmeckende nuancenreiche alkoholische Getränk. Ein Blick ins Archiv der Herrschaft Millstatt zeigt aber auch, dass der Weinbau im Wirtschaftsbetrieb des Klosters über zwei Jahrhunderte selbstverständlich war, dass dafür viel Zeit und Geld aufgewendet wurde und dass dafür eine bedeutende Infrastruktur notwendig war – Einrichtungen und Personal –, die in Kärnten auf Grund der fehlenden Dichte großer Grundherrschaften im Wesentlichen nur in den Klöstern vorhanden war. Daher spielen die großen geistlichen Einrichtungen, nicht nur Millstatt, im Kärntner Weinbau eine überragende Rolle.

²⁰ Zeloth, Weinbau, S. 210–217.



Abb. 1: Diener mit Rebmesser (Foto: G. Piccotini)

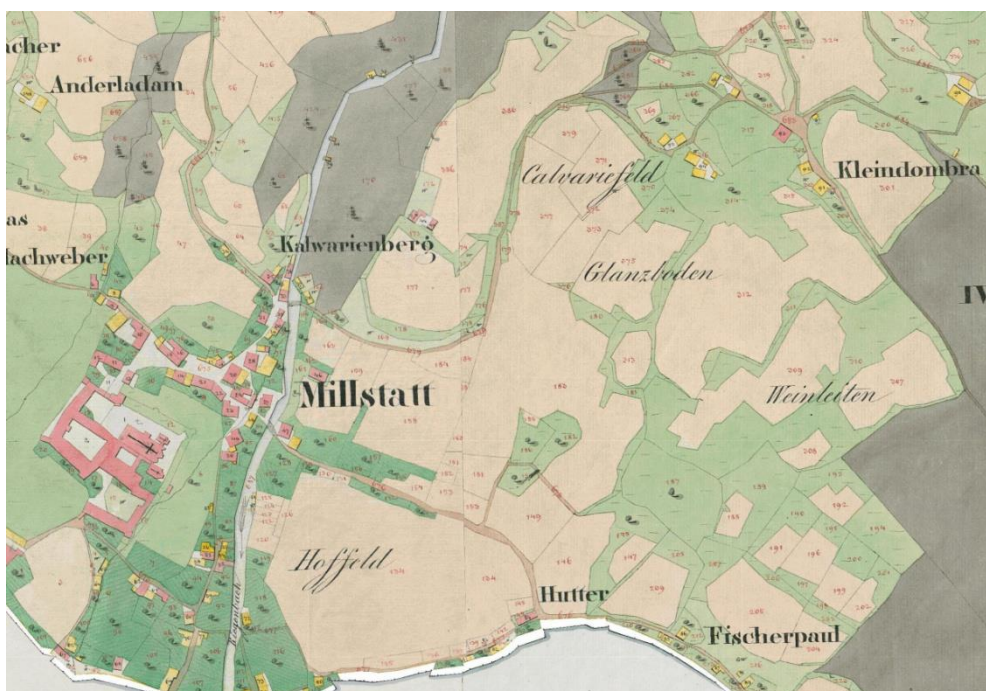


Abb. 2: Vom Millstätter Weinbau „überlebte“ der Flurname Weinleiten. Ausschnitt aus dem Franziszeischen Kataster 1828 (KLA)

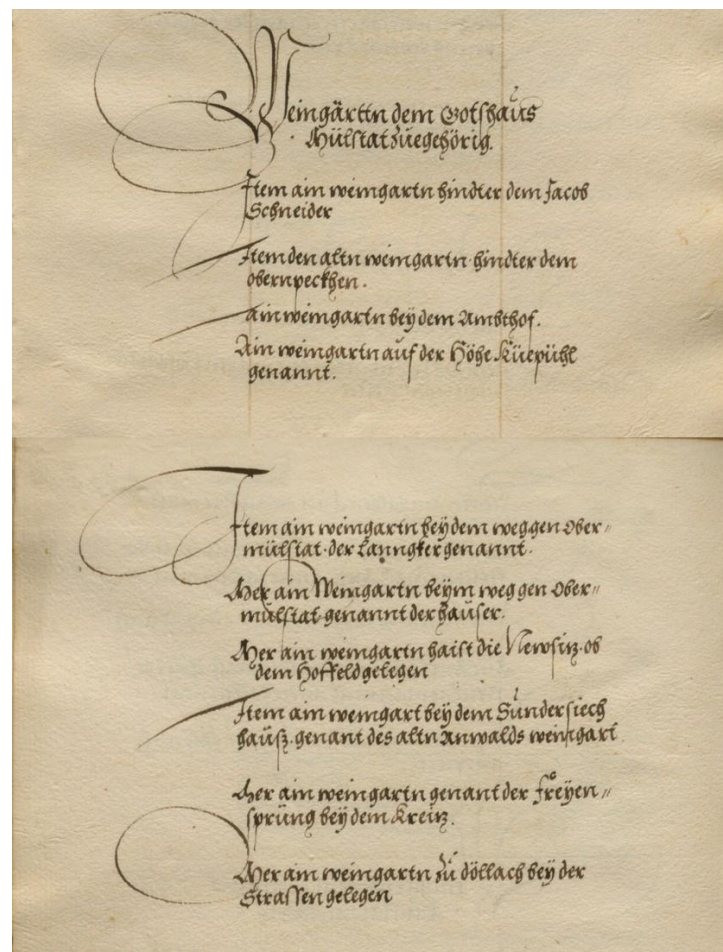


Abb. 3: Ausschnitt aus einem Urbur von Millstatt 1520 (mit Einträgen bis ca. 1600)



Abb. 4: Die Töchter und Schwiegersöhne von Bartlmä Khevenhüller und der Anna Graf geb. Schernberg vor der Burg Sommeregg bei Seeboden. Weingärten sind auf dem um 1620 entstandenen Bild nicht mehr zu erkennen (Dinklage Khevenhüllerchronik)

Haarlocke und Silberschicht. Erinnern in der anthropologischen Haar- und Fotosammlung nach Felix von Luschan (1854–1924)

Katarina Matiassek

Menschliches Haar spielte in der materiellen europäischen Erinnerungskultur des langen 19. Jahrhunderts eine besondere Rolle: als dauerhaftes *pars pro toto* des menschlichen Körpers sollte es dessen Vergänglichkeit entgegenwirken. Aus der traditionellen bürgerlichen Trauermode war eine spezielle Form des Haarschmucks entstanden, die sich im Laufe der Jahrhunderte zum festen Bestandteil eines strengen Trauerreglements und zu einem stummen Kommunikationsmittel zwischen Toten und Lebenden entwickelt hatte.¹



Abbildung 1: Brosche mit zwei menschlichen Haarlocken unter Glas, Europa um 1860, Wellcome Collection, Science Museum, London

Das menschliche Haar als Requisite der Erinnerung innerhalb von Toten- und Gedenkriten setzte dabei ein Zeichen für die geistige Verbundenheit mit dem Verstorbenen: ein individuelles Totengedenken, in dem die 'erinnernde Rückbindung' an die verlorene Person sichergestellt wird.² Oft wurde das Haar von zwei verschiedenen Menschen als Ausdruck ihrer intimen Verbundenheit kunstvoll kombiniert (siehe Abbildung 1).³ Zarte Kinderhaarlocken standen dabei auch für ihre Unschuld und Tugend – so leicht, dass sie sich jeder 'Vorstellung von Tod entziehen'.⁴

¹ Sophie Matulla (2018) 'Trauerschmuck aus menschlichen Haaren: Trauerkultur des bürgerlichen Zeitalters'. In: *Ohlsdorf – Zeitschrift für Trauerkultur*, Ausgabe 142, Heft III, Teil 1, S. 26.

² Jan Assmann (2017) *Das kulturelle Gedächtnis: Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* (München: Beck), S. 63.

³ Geoffrey Batchen (2010) 'Life and Death'. In: Ders. (Hg.) *Suspending Time: Life – Photography – Death* (Tokyo: Nohara), S. 120.

⁴ Marcia Pointon (1999) 'Materializing Mourning: Hair, Jewellery, and the Body'. In: Marius Kwint, Christopher Breward & Jeremy Aynsley (Hg.) *Material Memories* (Oxford: Berg), S. 46.

Neben der Aufbewahrung in an Reliquiare der christlichen Tradition erinnernden Glaskuppeln wurde menschliches Haar im Laufe des 19. Jahrhunderts auch als freier und selbstverständlicher Werkstoff eingesetzt: eine neue und veränderte Sicht auf das Jenseits als Ort, an welchem sich menschliche Liebe vollendet, ließ die Trennung durch den Tod weniger als einen endgültigen Bruch denn als nur ein vorübergehendes Scheiden erscheinen⁵ – und die Schmuckkassetten der Damen, so ein zeitgenössischer englischer Kommentar, glichen in der Folge zunehmend 'tragbaren Friedhöfen'.⁶

Mit dem um 1840 gleich mehrfach entdeckten fotografischen Prozess versprach ein neues Medium, die Erscheinungen der physischen Welt und so auch die menschliche Gestalt für die Ewigkeit zu konservieren: 'secure the shadow, ere the substance fade', so der Leitspruch ab den 1860er Jahren, als günstigere fotografische Verfahren wie etwa die Ambrotypie auch breitere Bevölkerungsschichten zu erreichen vermochten. In Zeiten hoher Kindersterblichkeit suggerierte jedoch gerade die Vereinigung von 'Substanz' und 'Schatten' eine besonders konkrete Präsenz.⁷

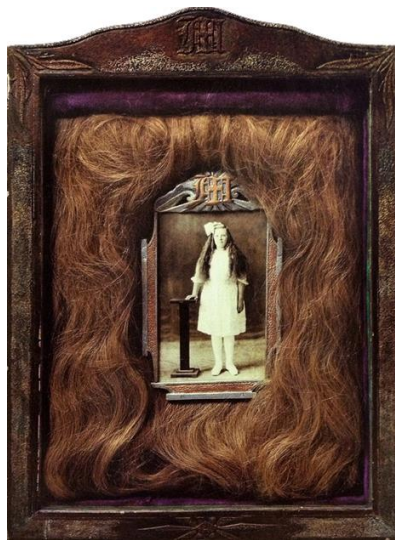


Abbildung 2: Fotografie der Mary Helgeson, von ihrem eigenen Haar umgeben, USA um 1930, Charles Schwartz Collection, aus Geoffrey Batchen, Suspending Time, Tokyo 2010

Die neue fotografische Körperlichkeit präsentierte sich abgelöst von der körperlichen Gegenwart des Aufgezeichneten. Wie die körperlose Stimme aus dem Phonographen spukte das frühe fotografische Abbild als Medium im ursprünglichen Sinn, nämlich als 'Mittler' zum Jenseits,

⁵ Philippe Ariès (2015) *Geschichte des Todes*. Zitiert nach Sophie Matulla (2018), S. 26.

⁶ Sophie Matulla (2018), S. 26.

⁷ Natalie Hegert (2011) 'Photograph / Index'. In: Cynthia Hahn (Hg.) *Objects of Devotion and Desire: Medieval Relic to Contemporary Art* (New York: Hunter College), S. 60.

zwischen den Lebenden und den (Un-) Toten⁸ – und die beunruhigende Aura einer Séance umgab den frühen populären Gebrauch von Phonographie und Fotografie.⁹ Während sich in den damals neuen technischen Medien des 19. Jahrhunderts die Technik anfänglich von ihrer unheimlichen Seite zeigte, so lösten sich solche Vorstellungen über ihren weiteren Gebrauch auf – oder traten sie vielmehr an das nächste neue Medium ab.¹⁰ Abbildung 2 zeigt ein spätes Beispiel für die besondere Kombination von echtem menschlichen Haar und fotografischem Portrait, das aus einem Zeitraum stammt, in welchem die Fotografie als Protagonist eines neuen Erinnerns die menschliche Haarlocke längst abgelöst hatte.

Im fotografischen Verfahren glaubte die Wissenschaft ein Mittel gefunden zu haben, welches der Natur eine ganz selbsttätige Aufzeichnung ermöglichen würde. Von dieser Auffassung einer natürlichen Selbstabbildungsfähigkeit spricht etwa die Bezeichnung der Fotografie als *Zeichenstift der Natur* durch William Henry Fox Talbot (1800–1877), einen ihrer Erfinder.¹¹ Sein gleichnamiges Werk von 1844 umfasste 24 fotografischen Albumseiten mit Fotogrammen (siehe Abbildung 3), die der Autor im Vorwort als 'impressed by the agency of Light alone, without any aid whatever from the artist's pencil' oder als 'photogenic drawing' beschrieb.

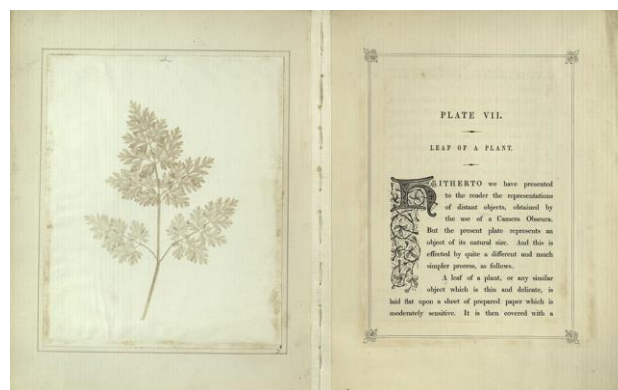


Abbildung 3: William Henry Fox Talbot, *The Pencil of Nature*, Tafel VII, London 1844, National Science and Media Museum, Bradford

⁸ Sigrid Weigel (2004) 'Echo und Phantom – die Stimme als Figur des Nachlebens'. In: Brigitte Felderer (Hg.) *Phonorama. Eine Kulturgeschichte der Stimme als Medium* (Berlin: Matthes & Seitz), S. 68–69.

⁹ Juan Antonio Suárez (2007) *Pop Modernism: Noise and the Reinvention of the Everyday* (Urbana & Chicago: University of Illinois Press), S. 127–128.

¹⁰ Stephan Porombka (2002) '"Aus der Finsterniss zum Licht!" Die Photographie und ihre Gespenster'. In: Wiebke Amthor, Hans Richard Brittnacher & Anja Hallacker (Hg.) *Profane Mystik? Andacht und Ekstase in Literatur und Philosophie des 20. Jahrhunderts* (Berlin: Weidler), S. 338.

¹¹ Vgl. William Henry Fox Talbot (1844) *The Pencil of Nature* (London: Longman, Brown, Green & Longmans).

'No longer taken as a ghost but as a given',¹² ermöglichte die Fotografie erstmals ein systematisches Zusammenlesen visueller Dokumente nicht nur über die Zeit, sondern auch über den geografischen Raum hinweg und beförderte damit erheblich den Aufstieg der damals ebenfalls noch neuen Wissenschaften vom Menschen: die Anthropologie und die Ethnographie.¹³ Abgeleitet von der lateinischen *collectio*, bedeutet der Begriff 'Sammlung' wörtlich ein Zusammenbinden, im übertragenen Sinn aber ein durch das Band der Sprache verbundenes Zusammenlesen, eine zusammenschauende Engführung der Dinge – am gleichen Ort, zur gleichen Zeit.¹⁴ Exemplarisch hierfür stehen aufwendig kompilierte fotografische Alben, wie jenes des Hamburger Verlegers und Fotografen Carl Dammann (1819–1874) aus den Jahren 1873–1874 (siehe Abbildung 4).



Abbildung 4: Carl Dammann, *Anthropologisch-Ethnologisches Album in Photographien, Tafel II, Hamburg 1873–1874, Victoria & Albert Museum, London*

In der Zeit um 1860 bis 1870 versuchte das aufstrebende Fach der Anthropologie, die Fotografie auf systematischere Weise in ihr wachsendes Methodenrepertoire zu integrieren.¹⁵ Dabei lag der Fokus auf der sogenannten 'Typenfotografie', mit welcher die Charakteristika verschiedener 'Menschenrassen' illustriert werden sollten. Während das Typenkonzept ursprünglich weiter gefasst war als im strikten physischen Sinne, so waren die Gründungsfiguren der Anthropologie doch an einer Vereinheitlichung der Methodik zu Vergleichszwecken interessiert. Trotz einer anfänglich breiten Diskussion über ihre perspektivischen Verzerrungen, ihren unnötigen

¹² Miriama Young (2015) 'Electric Voice, Plastic Body: Vocal Materiality and Cultural Consumption'. In: Dies. (Hg.) *Singing the Body Electric: The Human Voice and Sound Technology* (Farnham: Ashgate), S. 17.

¹³ Donald Preziosi (2003) *Brain of the Earth's Body. Art, Museums, and the Phantasms of Modernity* (Minneapolis & London: University of Minnesota Press), S. 119.

¹⁴ Donald Preziosi (2003), S. 64.

¹⁵ Vgl. Elisabeth Edwards (1990) 'Photographic Types: the Pursuit of Method'. In: *Visual Anthropology*, Band 3, S. 239–258.

Detailreichtum oder Mangel an Farbe wurde die Fotografie bis zum Ende des Jahrhunderts als zunehmend realistisch angesehen.

In seinem Beitrag zur eminenten *Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen* von 1875 empfiehlt sie etwa der Anthropologe und Fotopionier Gustav Fritsch (1838–1927) als ein 'unumgänglich nöthiges' Korrektiv für die subjektive Auffassung des Reisenden und dessen trügerisches Gedächtnis.¹⁶

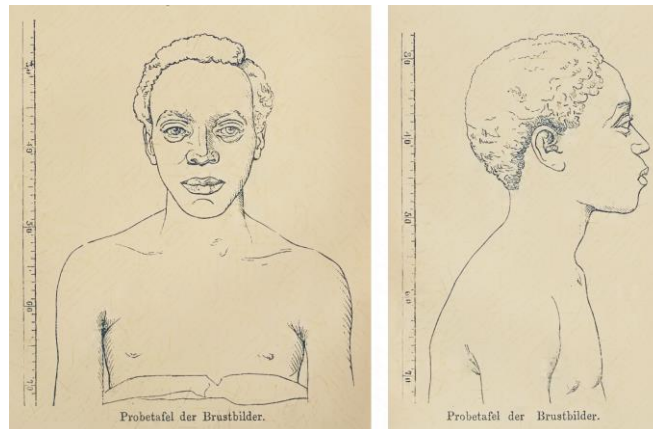


Abbildung 5: Gustav Fritsch, Probetafel der Brustbilder, en face und im Profil, aus Georg von Neumayer, Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, Berlin 1875

Dies illustriert eine wachsende Tendenz, die fehlbare menschliche Beobachtung durch automatische Registrationsverfahren zu ersetzen. Von Lorraine Daston und Peter Galison unter dem Begriff der 'mechanischen Objektivität' greifbar gemacht, verstand man darunter die Zurückhaltung des Wissenschaftlers, sich dem 'Bild der Natur' interpretativ aufzudrängen.¹⁷ Erst unter diesem Paradigma konnte die fotografische Abbildung im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert den Status eines Ebenbilds der Wirklichkeit erlangen und wurde verschiedentlich mit dem menschlichen Auge verglichen.

Diese Augenmetapher der Fotografie beziehungsweise des sie ermöglichenden Apparates bezeichnet aber nicht nur die Wirklichkeitstreue des Mediums. Wenn der französische Astronom Jules Janssen (1824–1907) im Jahr 1888 von der 'wahren Retina des Wissenschaftlers' spricht, zu der die Fotografie geworden sei, so ist gerade ihre Fähigkeit gemeint, das natürliche Auge zu übertreffen. Denn die fotografische Netzhaut vermag neben flüchtigen Phänomenen auch das

¹⁶ Gustav Fritsch (1875) 'Praktische Gesichtspunkte für die Verwendung zweier dem Reisenden wichtigen technischen Hilfsmittel: Das Mikroskop und der photographische Apparat'. In: Georg von Neumayer (Hg.) *Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen in Einzel-Abhandlungen* (Berlin: Oppenheim), S. 605.

¹⁷ Lorraine Daston & Peter Galison (2002) 'Das Bild der Objektivität'. In: Peter Geimer (Hg.) *Ordnungen der Sichtbarkeit. Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp), S. 57–87.

bisher Unsichtbare für die Ewigkeit festzuhalten.¹⁸ Ab 1900 drangen, wie einst die Geisterfotografie, Röntgenbilder, Himmelsbilder, Unterwasseraufnahmen und Mikrofotografien in vormals unbekannte visuelle Welten vor.

So auch im Werk *Das Haupthaar und seine Bildungsstätte bei den Rassen des Menschen* des fotoaffinen Gustav Fritsch von 1912 (siehe Abbildung 6). Ähnlich wie in seinem makroskopischen Beitrag zur anthropologischen Fotografie in der vom deutschen Geophysiker und Polarforscher Georg von Neumayer (1826–1909) herausgegebenen mehrbändigen *Anleitung* (siehe Abbildung 5) legte Fritsch auch auf mikroskopischer Ebene auf das physische Erscheinungsbild des menschlichen Haares großes Gewicht. In beiden Fällen, so Michael Hagner, trug er maßgeblich zu den unheilvollen Projekten der Anthropologie des 19. Jahrhunderts bei: erstens zu jenem der Standardisierung anthropometrischer Messungen mittels der Fotografie, und zweitens zu jenem der physischen Klassifizierung menschlicher 'Rassen' über die makro- und mikroskopische Analyse und visuelle Repräsentation von Haaren.¹⁹

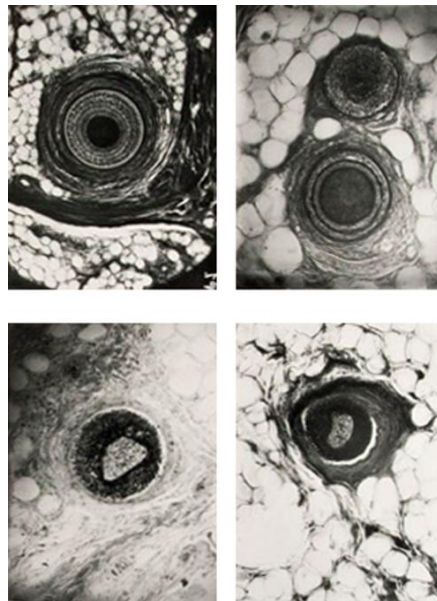


Abbildung 6: Gustav Fritsch, *Das Haupthaar und seine Bildungsstätte bei den Rassen des Menschen*, Tafel I, Berlin 1912

Gleichzeitig boten beide aber auch eine Alternative zur Messung an, indem sie eine 'Anschauung der lebenden Form' ermöglichten²⁰. Darin schlossen Gustav Fritschs 'Haarspaltereien' an vorgängige Versuche der Anthropologie an, etwa an jene des französischen Zoologen Étienne

¹⁸ Herta Wolf (2004) 'Die Augenmetapher der Photographie'. In: Brigitte Häring u.a. (Hg.) *Das Projekt Wahrnehmung: Buchstaben, Bilder, Bites* (Norderstedt: Books on Demand), S. 106.

¹⁹ Michael Hagner (2002) 'Mikro-Anthropologie und Fotografie. Gustav Fritschs Haarspaltereien und die Klassifizierung von Rassen'. In: Peter Geimer (Hg.) *Ordnungen der Sichtbarkeit. Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie* (Frankfurt am Main: Suhrkamp), S. 255.

²⁰ Michael Hagner (2002), S. 263.

Geoffroy Saint-Hilaire (1772–1844) oder des britischen Anthropologen und Zoologen Alfred Cort Haddon (1855–1940),²¹ das Menschengeschlecht in 'Wollhaarige' und 'Schlichthaarige' zu unterteilen – und so damals angestrebte Hierarchisierungen, im deutschsprachigen Raum etwa jene zwischen 'Natur- und Kulturvölkern', auch physisch legitimieren zu können.²²

Auch in der Privatsammlung des österreichischen Anthropologen Felix von Luschan (1854–1924) trifft die lichtempfindliche fotografische Silberschicht auf die Haarlocke – oder genauer das Medium der anthropologischen Fotografie auf Glasphiolen mit menschlichen Haarproben. Luschan, dessen enger Bezug zu Millstatt sich nicht nur in der Wahl seines Landsitzes sowie seiner letzten Ruhestätte widerspiegelt, sondern auch an dieser Stelle, dem wiederkehrenden *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten*, schon mehrfach hervorgehoben wurde,²³ war als eine der Gründerfiguren der anthropologischen Disziplin im deutschsprachigen Raum methodisch noch sehr breit aufgestellt.

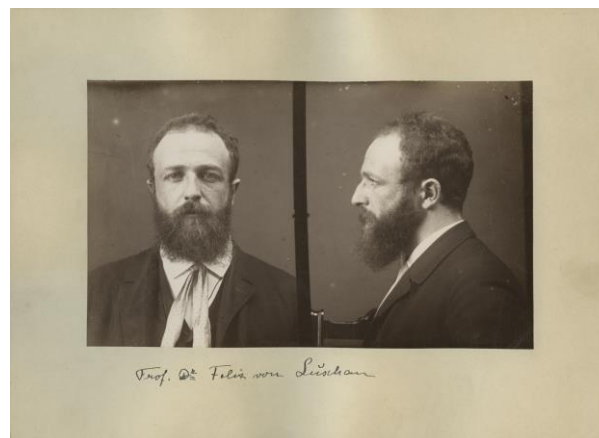


Abbildung 7: Emma von Luschan [?], Typenportrait des Felix von Luschan, Berlin um 1890, Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien / Photoinstitut Bonartes Wien

Dies spiegelt sich deutlich in Felix von Luschans privater Sammlung wieder, die er spätestens ab 1878, der Zeit seines Studienaufenthalts beim französischen Anatomen, Pathologen und Anthropologen Paul Broca (1824–1880) in Paris, begonnen hatte anzulegen.²⁴ Parallel zu seiner offiziellen Sammlungstätigkeit am Berliner Königlichen Museum für Völkerkunde zwischen 1885 und 1910, wuchs Luschans Privatsammlung zu einer breitgefächerten anthropologischen

²¹ Vgl. Frank Spencer (1997) *History of Physical Anthropology*, Band 1 (New York & London: Garland), S. 470–475.

²² Michael Hagner (2002), S. 266.

²³ Vgl. etwa Herbert Graßl (2002) 'Die archäologische Sammlung des Felix von Luschan und seine Beziehung zu Millstatt'; Angelika Tunis (2009) 'Das Hausbuch der Tante Emma – Das Millstätter Gästebuch des Felix von Luschan'; Hubert D. Szemethy & Peter Ruggendorfer (2019) 'Felix von Luschans Villa Felicitas – Von der Planung bis zum Abriss'. In: Franz Nikolasch (Hg.) *Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten* (Konferenzbände).

²⁴ Clark Wissler (1926) 'Felix von Luschan and His Collections'. In: *Natural History – The Journal of the American Museum of Natural History*, Band 26, S. 651.

Lehrsammlung heran und kam an seinem Lehrstuhl für *Physische Ethnographie* an der damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin zwischen 1910 und 1922 zum praktischen Einsatz. Neben Fotografien, Zeichnungen, Drucken und menschlichen Haarproben umfasste diese etwa Gipsabformungen, Wandtafeln, zoologische, osteologische oder anatomische Präparate.

Abgesehen von einem Konvolut von ursprünglich 5.600 Schädeln und Skeletten, auch aus kolonialen Erwerbskontexten, die Felix von Luschan schon zu Lebzeiten an das American Museum of Natural History zu veräußern gedachte,²⁵ kam seine Privatsammlung überraschenderweise nach Wien. Seine Witwe und engste Mitarbeiterin, die Anthropologin Emma von Luschan, geborene Hofstetter (1864–1941) versuchte als Erbin vergeblich, die Sammlung an das Königliche Museum für Völkerkunde zu übergeben und damit in Berlin zu halten.



*Abbildung 8: Felix von Luschan, Portrait der Emma von Luschan, Zincirli um 1895,
Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien /
Photoinstitut Bonartes Wien*

Jenes erfüllte aber nicht die Auflage, eigene Ausstellungsräume für die Sammlung zur Verfügung zu stellen, worauf sie schließlich zwischen 1924 und 1927 einem seiner Schüler übergeben wurde: dem deutschen Anthropologen und späteren NS-Rassenideologen Otto Reche

²⁵ Hubert D. Szemethy (2009) 'Felix von Luschan – ein Forschungsreisender par excellence'. In: Peter Ruggendorfer & Hubert D. Szemethy (Hg.) *Felix von Luschan (1854–1924). Leben und Wirken eines Universalgelehrten* (Wien, Köln & Weimar: Böhlau), S. 219.

(1879–1966).²⁶ Dieser bekleidete in jener kurzen Zeitspanne die Lehrkanzel für Anthropologie und Ethnographie der Universität Wien in der Nachfolge ihres Gründers, des österreichischen Mediziners und Anthropologen Rudolf Pöch (1870–1921), der ebenfalls ein Schüler Luschans gewesen, aber vor diesem verstorben war.²⁷

Die fotografische Privatsammlung nach Felix von Luschan galt als verschollen und konnte erst kürzlich am Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien 'wiederentdeckt' werden: ein Zusammenordnen mit ganz anderen fotografischen Beständen und ein Gruppieren nach Kontinenten, also nach Pertinenz während der Zeit des Nationalsozialismus hatte sie ihrer Provenienz und damit ihrer Sichtbarkeit beraubt. Außerdem wurde diese Umordnung niemals abgeschlossen: nur bruchstückhaft inventarisiert, lagerten große Bestände verwaist und verstreut in Stapeln, Mappen oder Schachteln. Die 'Wiederentdeckung' erfolgte dabei über eine möglichst vollständige Rückordnung in den ursprünglichen Sammlungszusammenhang, wofür lose Transskripte, Schachtel- und Bildaufschriften zu einem Verzeichnis kompiliert und die Fotografien danach wieder in die noch vorhandenen, teilweise überklebten originalen Stehschachteln aus Leinen (siehe Abbildung 9) transferiert werden konnten.



Abbildung 9: Originalschachteln der Fotosammlung nach Felix von Luschan, Wien 2017, Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien / Photoinstitut Bonartes Wien

Seit September 2017 nimmt sich das Photoinstitut Bonartes Wien, eine Stiftung zur Erforschung, Bewahrung und Vermittlung historischer Fotografie, erstmals des fotografischen Nachlasses Felix von Luschans an. In einem Forschungs- und Ausstellungsprojekt werden dabei gegenwärtig rund 6.000 Originalabzüge erschlossen und digitalisiert, die aus allen Weltgegenden

²⁶ Katja Geisenhainer (2002) 'Rasse ist Schicksal'. Otto Reche (1879–1966) – ein Leben als Anthropologe und Völkerkundler (Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt), S. 106.

²⁷ Eugen Oberhummer (1921) 'Rudolf Pöch (gestorben am 4. März 1921)'. In: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien*, Band 51, S. 95–104.

herstammen und in zwei Inventursammlungen von unterschiedlicher Nummerierung organisiert sind: in eine mit dem Zusatz '/25' (1/25 – 4380/25 für das Jahr des Inventars) und eine weitere mit dem Präfix 'A' (A.1 – A.2070 für 'Anthropologie'). Die kleinere Sammlung kam erst im April 1928 an das damalige Institut für Anthropologie und Ethnographie,²⁸ wobei zahlreiche Überschneidungen in den Bildserien der beiden Sammlungen vermuten lassen, dass sie ursprünglich an verschiedenen Orten aufbewahrt wurden – vermutlich in Millstatt und in Berlin.

Etwa ein Drittel dieser privaten fotografischen Sammlung stammt aus Felix von Luschans eigener Hand – und zu einem noch zu erforschenden Anteil aus der seiner Frau Emma (siehe Abbildung 8), welcher ein besonderes fotografisches Talent zugeschrieben wurde.²⁹ Diese Aufnahmen umfassen frühe sogenannte 'Typenfotografien', welche zuerst noch vom Genre populärer Volkstypen beeinflusst waren. Angelernt wurde Felix von Luschan dabei 1881 vom österreichischen Expeditions- und Hoffotografen Wilhelm Burger (1844–1920) im Rahmen der *Ersten Österreichischen archäologischen Expedition ins südwestliche Kleinasien* unter dem deutschen Archäologen Otto Benndorf (1838–1907). Aufwendig kaschierte und kalligrafisch beschriftete Kopien wurden sowohl unter Burgers als auch schon unter Luschans Signatur vertrieben.³⁰

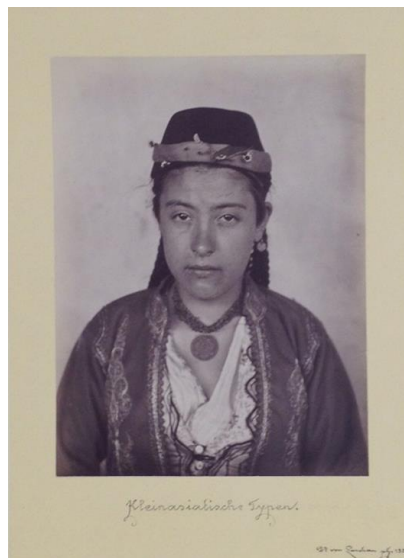


Abbildung 10: Felix von Luschan, aus der Serie *Kleinasiatische Typen*, Anatolien 1882, Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien / Photoinstitut Bonartes Wien

²⁸ Vgl. *Verzeichnis der Luschan Lichtbildersammlung, die im April 1928 dem Institut übergeben wurde* (loses und unvollständiges Typoskript, Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien), S. 1–6.

²⁹ Ralf-Bernhard Wartke & Nathalie Schmitt (2018) "'Heldenmüthige Gattin'" und "Photographische Künstlerin" – Emma von Luschan, eine der Pionierinnen der Feldarchäologie'. In: *Antike Welt*, Band 4, S. 35–39.

³⁰ Vgl. Milla Moschik (2012) 'Wilhelm Burger in Kleinasien'. In: Simon Weber-Unger (Hg.) *Reisen, so sagt man, ist eine Wissenschaft* (Wien: Album Verlag), S. 53–58.

Auf der *Zweiten Österreichischen archäologischen Expedition ins südwestliche Kleinasien* im darauffolgenden Jahr sollte Felix von Luschan das Fotografieren bereits selbst übernehmen (siehe Abbildung 10). Zwischen 1884 und 1885 unternahm er außerdem eine eigene 'Nachreise' für den zweiten Band der *Reisen ins Südwestliche Kleinasien*, um die hauptsächlich archäologischen Aufnahmen und Landschaften um standardisierte anthropologische Fotografien nach der mittlerweile etablierten Methode von Gustav Fritsch (siehe Abbildung 5) zu ergänzen³¹ – womit sich die mit dem deutschen klassischen Archäologen Eugen Petersen (1836–1919) gemeinsam herausgegebene Publikation bis ins Jahr 1889 verzögerte.

Ab 1885, dem Beginn seiner langen Berliner Zeit, stammen Felix von Luschans eigene fotografische Aufnahmen hauptsächlich von Völkerscharen her, die Berlin besuchten. Hervorzuheben ist hier die *Erste Deutsche Kolonial-Ausstellung*, die 1896 in Berlin–Treptow als Vergnügungspark mit 'menschlichen Zoos' eingerichtet wurde. Dass ein dort aufgenommenes Typenportrait des zeitgenössischen Schaustellers Yagónd aus Moschi im heutigen Tansania später etwa als lithografierte Lehrtafel eines vermeintlich traditionellen Massai vertrieben wurde (siehe Abbildung 11), spricht von einem mindestens ambivalenten Dokumentationseifer – obgleich Luschan die Gruppe, in welcher Yagónd nach Berlin gereist war, im begleitenden und ausführlichen *Amtlichen Bericht* als 'eine ganz überaus erfreuliche und schöne Gesellschaft' lobte.³²

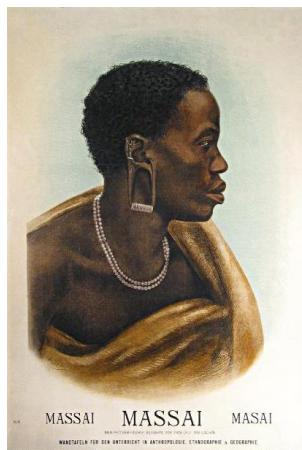


Abbildung 11: Farblithografie des Yagónd, eines Massai aus Moschi, nach einer Fotografie von Felix von Luschan, Tafel IV aus Rudolf Martin, *Wandtafeln für den Unterricht in Anthropologie, Ethnographie und Geographie*, Zürich 1903

³¹ Eugen Petersen & Felix von Luschan (1889) *Reisen im südwestlichen Kleinasien: Reisen in Lykien, Milyas und Kibyrtis* (Wien: Gerold's Sohn), Band II, Vorwort, S. I–II.

³² Felix von Luschan (1897) 'Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete'. In: Arbeitsausschuss der Deutschen Kolonial-Ausstellung (Hg.) *Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896: amtlicher Bericht über die Erste Deutsche Kolonial-Ausstellung* (Berlin: Reimer), S. 232.

Bereits unter seinem Gründungsdirektor, dem deutschen Arzt und Ethnologen Adolf Bastian (1826–1905), hatte das Königliche Museum für Völkerkunde zu Berlin ein Vorkaufsrecht für alle einschlägigen Sammlungen erwirkt, die von verschiedenen Expeditionen in die sogenannten deutschen 'Schutzgebiete' unter Verwendung von Reichsmitteln herstammten.³³ Für das Anlegen solcher anthropologischer Sammlungen und Dokumentationen, die seinem Museum vorrangig angeboten werden mussten, erstellte Felix von Luschan eine ganze Reihe von umfangreichen Anleitungen, welche Handlungsreisende, Missionare, Kolonialbeamte oder Forschungsreisende anderer Disziplinen entsprechend instruieren sollten³⁴ und trug dazu auch ein eigenes Kapitel für die dritte Auflage der *Anleitungen* Georg von Neumayers bei.³⁵ Während das Medium Fotografie in diesen Instruktionen eine scheinbar marginale Rolle spielt, so finden sich in Luschans privater fotografischer Sammlung doch umfangreiche Konvolute von anthropologischen wie ethnografischen Aufnahmen, die von den verschiedensten, einschlägig unterrichteten Expeditionen in damals koloniale Gebiete herkommen.

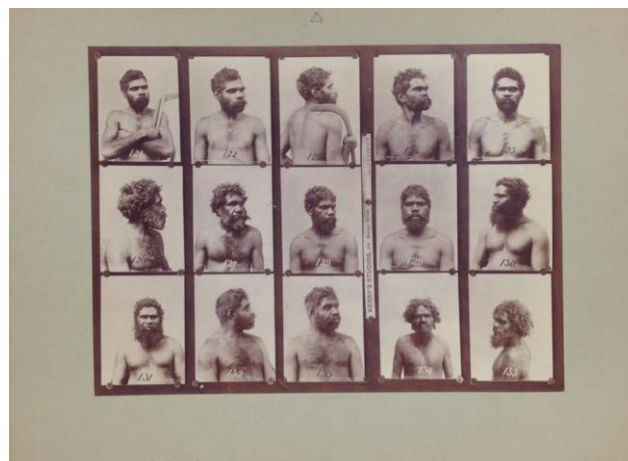


Abbildung 12: Indexblatt zum fotografischen Angebot der Kerry's Studios, Sydney, um 1880, Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien / Photoinstitut Bonartes Wien

Zusätzlich kauften Felix und Emma von Luschan auf ihren eigenen Reisen, etwa jenen durch das Osmanische Reich um 1900, nach Südafrika auf Einladung der *British Association for the Advancement of Science* im Jahr 1905 oder nach Australien im Jahr 1914, welche wegen des

³³ Christine Stelzig (2005) 'Felix von Luschan. Ein kunstsinniger Manager am Königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin'. In: Ulrich von der Heyden & Joachim Zeller (Hg.) *'... Macht und Anteil an der Weltherrschaft'. Berlin und der deutsche Kolonialismus* (Münster: Unrast), S. 131–135.

³⁴ Vgl. Felix von Luschan (1896) 'Instruktion für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Deutsch-Ostafrika'. In: *Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten*, Band 9, S. 89–99; Ders. (1899) *Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen* (Berlin: Unger); Ders. (1904) 'Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Afrika und Oceanien'. In: *Zeitschrift für Ethnologie*, Band 36 (Sonderdruck).

³⁵ Felix von Luschan (1906) 'Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte'. In: Georg von Neumayer (Hg.) *Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen*, Band 2, S. 1–153.

Ausbruchs des Ersten Weltkriegs abgebrochen werden musste, jeweils kommerzielle Studiofotografien an. Darunter finden sich inszenierte ethnografische Atelierszenen lokaler Fotografen, die sich schon früh entlang der Wünsche europäischer Reisender nach exotischer Authentizität ausrichten wussten – wie etwa Pascal Sébah (1823–1886) im damaligen Konstantinopel oder Charles Henry Kerry (1857–1928) in Sydney (siehe Abbildung 12).

Gleichermaßen unerkannt wie Felix von Luschans ungeordnete fotografische Privatsammlung blieb zunächst eine umfangreiche Sammlung an menschlichen Haarproben in Glasphiolen – über 400 Stück, ursprünglich nach der Farbpalette geordnet, welche lose und durcheinanderrollend in einer ehemaligen Skelettschachtel am Department für Evolutionäre Anthropologie jüngst aufgefunden worden sind. Geordnet und in dafür speziell angefertigte Archivschachteln überführt, zeigt sich Felix von Luschans Haarsammlung wieder in ihrem spektralen Verlauf von Millstatt (siehe Abbildung 13) bis nach Ozeanien.

In ihrer 'materiellen Teilhabe' an dem, was sie repräsentiert, ähnelt die Haarprobe dem anatomischen Präparat und suggeriert wie jenes Permanenz und Reaktivierung.³⁶ Ihre Juxtaposition innerhalb eines übergeordneten Sammlungszusammenhanges aber bringt neue Aspekte zum Vorschein, die sich sonst nicht manifestieren würden, und etabliert, so Hans-Jörg Rheinberger, das anatomische Präparat, trotz seiner 'Natur', als ein epistemisches Ding oder Objekt des Wissens.³⁷



Abbildung 13: Archivschachtel I aus der Haarsammlung nach Felix von Luschan, Wien 2017, Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien / Photoinstitut Bonartes Wien

³⁶ Hans-Jörg Rheinberger (2005) 'Epistemologica: Präparate'. In: Anke te Heesen & Petra Lutz (Hg.) *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort* (Köln, Weimar & Wien: Böhlau), S. 70.

³⁷ Hans-Jörg Rheinberger (2005), S. 65.

Das Studium menschlicher Haare hatte mit der Evolutionstheorie nach dem britischen Naturforscher Charles Darwin (1809–1882) und dem Aufschwung der neuen Wissenschaften vom Menschen Konjunktur: Michael Hagner beobachtet zwischen 1870 und 1910 allein in den *Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft* 42 Beiträge zum Thema.³⁸ Dort erschien 1886 auch ein früher fotografischer Beitrag Felix von Luschan zu einer Untersuchung des deutschen Pathologen und Anthropologen Rudolf Virchow (1821–1902) an einer Gruppe von San Leuten aus dem heutigen Botswana,³⁹ die ab 1883 für den kanadischen Schausteller und Veranstalter Guillermo Antonio Farini né William Leonard Hunt (1838–1929) als Teil seiner *Farini's Earthmen* Darbietung durch die USA und durch Europa tourte (siehe Abbildung 14).

Dabei sollte die Beschaffenheit ihres Haares Aufschluss über die anthropologischen Herkunftszusammenhänge der San geben, die als kleinwüchsige Bevölkerung auf der Werteskala des *Evolutionismus* – jener ersten, noch aus der Entstehungsphase der Disziplin stammenden Auffassung, die Menschheit sei in aufsteigende Stadien gereiht und bestimmten gleichgerichteten Entwicklungssequenzen unterworfen⁴⁰ – ganz unten rangierte: Kleinwüchsigkeit galt als 'primitives' Merkmal, das eine evolutionäre Nähe zu einer 'früheren Stufe der Menschheit' indizierte.⁴¹



Abbildung 14: Zinkografie der Haarlocke eines San vom Ngami See, nach einer Fotografie von Felix von Luschan, aus Rudolf Virchow, *Buschmänner*, Berlin 1886

³⁸ Michael Hagner (2002), S. 267.

³⁹ Rudolf Virchow (1886) 'Buschmänner'. In: *Zeitschrift für Ethnologie (Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft)*, Band 18, Sitzung vom 20. März 1886, S. 226.

⁴⁰ Eva Kudraß (2008) 'Evolutionismuskritik und Entwicklungsgeschichte – Zur Ambivalenz der kulturgeschichtlichen Ethnologie im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts'. In: Sebastian Fitzner et al. (Hg.) *Evolutionistische Strukturen in den Geisteswissenschaften* (= *fastforeword. magazin. exkurs* 1), S. 8f.

⁴¹ Brigitte Fuchs (2003) 'Rasse', 'Volk', *Geschlecht: anthropologische Diskurse in Österreich 1850–1960* (Frankfurt am Main & New York: Campus), S. 206–211.

Zeit seines Lebens an den 'großen Zusammenhängen',⁴² nämlich an nicht weniger als der Herkunft der Menschheit interessiert, spielte menschliches Haar für Felix von Luschan noch in einem anderen Zusammenhang eine große Rolle: innerhalb seines schon sehr früh vertretenen Konzepts einer spontanen 'Entmischung', nach dem charakteristische Merkmale 'alter Typen' im Laufe der Entwicklung in ursprünglicher Kombination 'mit enormer Kraft zurückkehren' würden.⁴³ Unter dem Begriff 'Reversion' hatte bereits Charles Darwin in seinem Werk *Origin of Species* von 1859 das Wiederauftreten von typischen Merkmalen ferner Vorfahren eingeführt, die im Laufe der Evolution verloren gegangen sind.⁴⁴

Die Möglichkeit einer gleichsam 'umgedrehten' Evolution übte große Faszination auf Charles Darwins Anhänger aus und atavistische Konzepte wurden wissenschaftlich populär, bevor die fundamentalen Vererbungsmechanismen genetisch erforscht waren.⁴⁵ Felix von Luschan reklamierte für sich, eine evolutionäre 'Reversion' am Menschen schon vor der Wiederentdeckung der Mendelschen Vererbungsgesetze um 1900 beschrieben und damit ursprüngliche Verhältnisse rekonstruiert zu haben. Aus jener folgerte er aber, dass trotz ihrer gegenwärtigen Trennung die 'Varietäten der Menschheit', nach Luschan die indo-europäische, die afrikanische und die ostasiatische, aus einer gemeinsamen Wurzel entstanden seien.⁴⁶



Abbildung 15: Studioportraits der Krao Farini, im Profil und en face, Europa um 1885
 Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien /
 Photoinstitut Bonartes Wien

⁴² Walter Hirschberg (1972) 'Luschan, Felix von (1854–1924), Anthropologe'. In: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950* (Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften), S. 372.

⁴³ Felix von Luschan (1911) 'The Early Inhabitants of Western Asia'. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland*, Band 41, S. 237.

⁴⁴ Melanie L. J. Stiassny (2003) 'Atavism'. In: Brian K. Hall & Wendy M. Olson (Hg.) *Keywords and Concepts in Evolutionary Developmental Biology* (Cambridge: Harvard University Press), S. 10–14.

⁴⁵ Jutta Person (2006) *Der pathographische Blick: Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930* (Würzburg: Königshausen & Neumann), S. 59f.

⁴⁶ Anja Laukötter (2007) *Von der 'Kultur' zur 'Rasse' – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts* (Bielefeld: Transcript), S. 107.

Für diese Rekonstruktionen der Ethnogenese war es zentral, 'echte' atavistische Wiedergänger von pathologischen Fällen genau zu unterscheiden. Dafür sammelte Felix von Luschan gerade auch Aufnahmen von krankhafter Überbehaarung, etwa der Krao Farini (1876–1926), eines Mädchens aus Laos, das vom bereits erwähnten kanadischen Veranstalter Guillermo Antonio Farini adoptiert worden war und in dessen populären Völkerschauen auftrat – dort allerdings als *Darwins Missing Link* oder lebender Beweis für die Abstammung des Menschen (siehe Abbildung 15).

Atavismus als sichtbarer Rückfall in niedrigere evolutionäre Zustände war stets negativ konnotiert und ging mit Angst vor physischer und moralischer Degeneration einher.⁴⁷ Als ein 'Paradigma von Obsolenz und Wiederkehr' in der Wissenschaft und Populärkultur des 20. Jahrhunderts sollte Atavismus noch zur Hochblüte kommen. Dana Seitler hat nicht zuletzt die Fotografie selbst der atavistischen Kondition gleichgesetzt: fotografische Repräsentationen würden verschiedene Zeitrahmen beherbergen und hybride 'Räume der ewigen Wiederkehr' ausbilden – als 'Orte des Rückfalls', wo die Gegenwart immer auch ein Indiz der Vergangenheit sei.⁴⁸ Als Medium zwischen vergangenen Kulturen und lebenden Körpern wirft auch Felix von Luschans 'Typenfotografie' einen atavistischen Schatten.

Das Archiv und seine Geschichtlichkeit sind während der letzten Dekaden zunehmend ins analytische Blickfeld einer Reihe von Disziplinen gerückt, und ein *Archival Turn* innerhalb der Anthropologie markiert auch ein neues Infragestellen des anthropologischen Archivs⁴⁹ – einer Institution, die auf umfassende Weise den 'Anderen' imaginiert und definiert hat, als 'savage, colonial subject, against whom the West can measure its civilisation'.⁵⁰

⁴⁷ Vgl. Peter Becker (1996) 'Physiognomie des Bösen: Cesare Lombrosos Bemühungen um eine präventive Entzifferung des Kriminellen'. In: Claudia Schmolders (Hg.). *Der exzentrische Blick: Gespräch über Physiognomik* (Berlin: Akademie Verlag), S. 163–186.

⁴⁸ Dana Seitler (2008) *Atavistic Tendencies. The Culture of Science in American Modernity* (Minneapolis: University of Minnesota Press), S. 77.

⁴⁹ Elizabeth Edwards & Christopher Morton (2009) 'Introduction'. In: Christopher Morton & Elizabeth Edwards (Hg.) *Photography, Anthropology and History. Expanding the Frame* (Surrey: Ashgate), S. 9.

⁵⁰ Till Geiger, Niamh Moore & Mike Savage (2010) *The Archive in Question* (Southampton: National Centre for Research Methods), S. 10.



Abbildung 16: Felix von Luschan, Typenportrait des Soli, en face und im Profil, Berlin 1893, Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien / Photoinstitut Bonartes Wien

Zu den zentralen Forschungsfragen an Felix von Luschans fotografischen Nachlass gehört daher jene nach den Kriterien, die ein anthropologisches Bild einst als wissenschaftlich authentifiziert haben. Es gilt, zeitgenössische Forschungskontexte, deren destruktive Erwerbsumstände und unangemessene 'rassische' Abstraktionen,⁵¹ welche Personen einst zu Sammlungsobjekten anonymisiert haben, sichtbar zu machen – ansonsten würde man die Abgebildeten wieder in die Schattenwelt der Stereotype ihrer Zeit verbannen, in eine 'wissenschaftliche und herrschaftspraktische Kollektivierung als geschichtslose Stämme'.⁵²

Die heute unheimlich anmutende Haarsammlung nach Felix von Luschan zeigt, dass er seine liberale oder, als Unterstützer und Nutznießer kolonialer Machtverhältnisse, eher 'liberal-imperialistische'⁵³ Haltung, die nicht zwischen 'Natur-' und 'Kulturvölkern' unterscheiden wollte,⁵⁴ sehr wohl mit den damals etablierten und oft mehr als fragwürdigen anthropologischen Methoden wissenschaftlich zu erhärten versuchte. Ihre Glasphiolen nehmen heute eine eigene Rolle im Sinne einer Wiederkehr ein, gleichsam als Flaschenpost aus der Vergangenheit: an den, den Haarproben beigegebenen Notizzetteln lassen sich mancherorts kleine Biografien ablesen, die in weiterer Folge ein Individuum erscheinen lassen.

⁵¹ Cristina Grasseni (2009) 'Introduction'. In: Dies. (Hg.) *Skilled Visions: Between Apprenticeship and Standards* (Oxford & New York: Bergahn), S. 7.

⁵² Marianne Sommer & Gesine Krüger (2011) *Biohistorische Anthropologie. Knochen, Körper und DNA in Erinnerungskulturen* (Berlin: Kadmos), S. 30–31.

⁵³ Benoît Massin (1996) 'From Virchow to Fischer. Physical Anthropology and "Modern Race Theories" in Wilhelmine Germany'. In: George W. Stocking Jr. (Hg.) *Volkgeist as Method and Ethic* (Madison: University of Wisconsin Press), S. 102.

⁵⁴ Felix von Luschan (1902) 'Ziele und Wege der Völkerkunde in den deutschen Schutzgebieten'. In: *Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses*, S. 169.



Abbildung 17: Felix von Luschan, Haarprobe des Soli (5088/25), Berlin 1893,
Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien /
Photoinstitut Bonartes Wien

So fanden sich etwa für ein nur mit 'Soli' betiteltes Typenportrait eines Knaben von 1893 (siehe Abbildung 16) über den Vergleich von Inschriften gleich mehrere Glasröhrchen mit Haarproben aus verschiedenen Jahren, die ihn als der Kultur der Jabim aus dem damaligen Deutsch-Neuguinea (heute Papua Neuguinea) angehörig identifizieren und mit einem gewissen 'Geheimrath Rose' in Verbindung bringen (siehe Abbildung 17). Dieser Verweis meint wohl den deutschen Kolonialbeamten Fritz Rose (1855–1922), der von 1889 bis 1892 als Kaiserlicher Kommissar in Neuguinea stationiert und danach an der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes zu Berlin tätig war⁵⁵ – wohin er Soli 'zur Erziehung' mitgenommen hatte, wie Felix von Luschan anlässlich einer fotografischen Präsentation vor der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1893 berichtete.

'Seiner guten Kenntniss seiner engeren Heimath', so Luschan dort über den erst Neunjährigen, 'seinem vorzüglichen Gedächtniss und seiner mehrfach auf die Probe gestellten Wahrheitsliebe verdanke ich bereits vielfache Belehrung über verschiedene Stücke unserer Sammlung [...]'.⁵⁶ In einer vierten Glasphiole mit einer weiteren Haarprobe des Soli, die eine höhere Inventarnummer (6085/25) aufweist und somit später datiert als die vorhergehenden, nämlich mindestens nach 1905, fand sich außerdem das Fragment eines Briefes an Felix von Luschan (siehe Abbildung 18):

'Sehr geehrter Herr Doktor! Es war leider unmöglich, die Haare von Soli länger wachsen zu lassen, da er unter der Hitze zu sehr litt. Sollte die Länge nicht genügen, so will ich sie gern im Winter länger wachsen lassen. Hochachtungsvoll, A. Wagner'.

⁵⁵ Heinrich Schnee (1920) *Deutsches Kolonial-Lexikon* (Leipzig: Quelle & Meyer), Band III, S. 182.

⁵⁶ Felix von Luschan (1893) 'Photographische Abbildungen eines Knaben aus Neuguinea'. In: *Zeitschrift für Ethnologie* (Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft), Band 25, Sitzung vom 27. Mai 1893, S. 273–275.

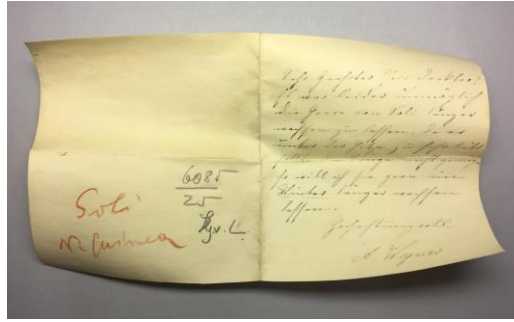


Abbildung 18: A. Wagner, Brief zur Haarprobe des Soli (6085/25), Finschhafen um 1905, Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien

Diese Zeilen stammen offenbar aus der Familie Wagner, die über mehrere Generationen für die Neuendettelsauer Lutheraner missionarisch im damaligen Deutsch-Neuguinea tätig waren. Sie legen nahe, dass Soli in einem Alter von ca. 21 Jahren zumindest wieder in seine Heimat bei Finschhafen, so benannt nach dem deutschen Kolonialisten und Forschungsreisenden Otto Finsch (1839–1917), zurückgekehrt war und offenbar auch auf der dortigen Missionsstation lebte. Näheres könnte hier wohl über die Archive der Neuendettelsauer Missionare noch in Erfahrung gebracht werden⁵⁷. 'Meine, Jugend hellblond', so lautet die Beschreibung, die Felix von Luschan seiner erwachsenen Haarprobe beigelegt hat (siehe Abbildung 19). Als Teil seiner eigenen Privatsammlung, vertreten mit Haarlocke und fotografischem Typenportrait (siehe Abbildung 7), zeigt sich uns Felix von Luschan heute jedenfalls selbst als ein Wiedergänger, in intimer und vitaler Präsenz fixiert, die uns zugleich mit dem fatalen Verstreichen der Zeit konfrontiert – wie beim eingangs gezeigten populären Trauerschmuck der Zeit, in den Worten von Geoffrey Batchen in der 'Schweben der Zeit'⁵⁸ gehalten, und die vielen stummen Protagonisten seiner Sammlung mit ihm.

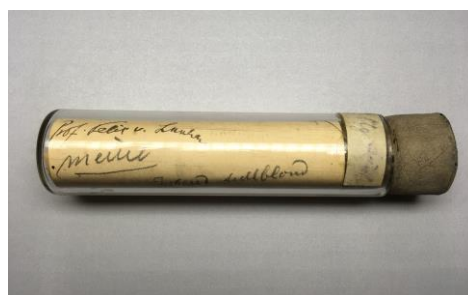


Abbildung 19: Felix von Luschan, eigene Haarprobe (ohne Inventarnummer), Berlin um 1900, Department für Evolutionäre Anthropologie der Universität Wien / Photoinstitut Bonartes Wien

⁵⁷ Vgl. Brigitte Hagelauer (2015) *Findbuch des Schriftgutes von Gesellschaft, Missionsanstalt, Missions- und Diasporaseminar und Missionswerk ab 1824* (Nürnberg: Landeskirchlichen Archiv der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern).

⁵⁸ Geoffrey Batchen (2010), S. 108.